D 14288

Informationen
und
Meinungen
zur deutschen Sprache

Herausgegeben
vom
Institut für deutsche Sprache,
Mannheim

**Heft 4/1998**

14. Jahrgang

**Impressum** 2

**Karrieren geschichtlicher Grundbegriffe: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit**
*von Claudia Fraas* 2

**Europäische Herausforderungen**
*von Wolfgang Teubert* 11

**Kommunizieren im Beruf – Gesprächsforschung für die Praxis**
*von Michael Becker-Mrotzek und Gisela Brünner* 13

**Von »Aachenfahrt« bis »Pfaffenfürst«:**
Das Deutsche Rechtswörterbuch
*von Ingrid Lemberg* 18

**Pressemeldung** 22

**»What you mark is what you get«**
Vertreter/innen der Lexikographie und Informatik treffen sich auf Heidelberger Symposium zur computergestützten Lexikographie
*von Christiane Schlaps* 23

**Aktuelles**
**Sprache und neue Medien**
35. Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache 26

# Karrieren geschichtlicher Grundbegriffe: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit [1]

*Von Claudia Fraas*

*Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* – auch nach über zweihundert Jahren geht von dieser Losung ein großer Reiz aus. Geprägt wurde sie in der Französischen Revolution von 1789. Den Höhepunkt ihrer Karriere erreichte sie mit den Idealen und Ereignissen der 48er Bewegung. Immer noch transportiert sie das Pathos der Revolution und lebt in unserem Sprachbewusstsein fort, auch wenn sie kaum mehr ernsthaft als Kristallisationspunkt politischer Ziele und Auseinandersetzungen gelten kann. Im Gegenteil, sie wird in den letzten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts eher ironisch gebraucht oder umformuliert. Sie passt irgendwie nicht in unsere Gegenwart und wird dennoch ständig zitiert. Allerdings häufig mit dem expliziten Hinweis darauf, dass sie für unsere heutigen Vorstellungen korrigiert werden müsse. So schreibt die ZEIT im September vergangenen Jahres:»Die rote Fahne Ferdinand Lassalles zierte das Motto ›Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit‹. Nach Godesberg hieß es moderner und bescheidener ›Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität.‹ «(Die ZEIT, 19.9.97, S. 1). Warum setzte sich diese zweifelsohne zutreffende und zeitgemäße Formulierung nicht durch? Warum hatte sie keine Chance, die Revolutions-Parole abzulösen? *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* formuliert ein abstraktes Ideal, das so etwas wie einen Archetyp menschlicher Vorstellungen von freiem und gerechtem Leben in der Gemeinschaft betrifft und wohl gerade deshalb an der Realität scheitern muss. Immer, wenn gesellschaftliche Gruppen zu Reformen antreten, beschwören sie dieses Ideal. Zuletzt genau zweihundert Jahre nach der Französischen Revolution, beim Zusammenbruch der DDR im Herbst 1989. In den großen Massendemonstrationen berief man sich für kurze Zeit auf die revolutionäre Symbolkraft der Formel *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit,* und die zeitgenössischen Bundestagsprotokolle legen Zeugnis davon ab, wie euphorisch die Signale aus dem Osten auch im Westen aufgenommen wurden. Doch nach diesem kurzen Intermezzo kehrte die Revolutions-Losung in den Zitatenschatz des deutschen Sprachbewusstseins zurück.

## Begriffsgeschichtlich geadelte Wörter

Was ist das Besondere an Wörtern wie *Freiheit, Gleichheit* oder *Brüderlichkeit*, die »begriffsgeschichtlich geadelt« sind, wie es Clemens Knobloch (1992) ausdrückt? Wörter wie diese sind wie weiße Blätter. Man kann sie benutzen und mit eigenen Botschaften füllen. Interessengruppen ganz unterschiedlicher Couleur können ihre politischen Ziele hineingießen. Diktatoren können sich ebenso auf sie berufen wie Unterdrückte, Religionen ebenso wie abtrünnige Sekten. Wörter wie diese stehen für universelle Begriffe menschlichen Seins. Sie stehen für unsere Vorstellungen von der Welt, für unsere Interpretationen gesellschaftlicher Prozesse. Sie beziehen sich nicht auf konkret wahrnehmbare Gegenstände, Prozesse oder Zustände wie etwa *Baum, Tisch, schlafen* oder *essen. Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose ist eine Rose.*[2] Was aber sind *Freiheit*, *Gleichheit, Gerechtigkeit, Liebe* oder *Glück*? Die Referenzobjekte dieser Art von Ausdrücken gehören in der Regel einer Welt des Entwurfs an, sie konstruieren Wirklichkeit. Das macht sie zu weißen Blättern. Wer auch immer sie in den Mund nimmt, kann seine Interpretationen, Wünsche und Ziele hineinschreiben. Wenn er damit den Zeitgeist trifft und in der Sprachgemeinschaft Mehrheiten findet, kann er dazu beitragen, abweichende Interpretationen zu etablieren und Deutungsmuster zu verändern.

Wie ist es möglich, dass Wörter derartig flexibel sind? Es sind besondere Wörter mit besonderen Merkmalen:

**IMPRESSUM**

Herausgeber: Institut für deutsche Sprache, Postfach 101621, 68016 Mannheim.
Internet: http://www.ids-mannheim.de

Redaktion: Annette Trabold (Leitung), Ulrike Haß-Zumkehr, Dieter Herberg, Heidrun Kämper, Eva Teubert
Redaktionsassistenz: Oliver Stoltz

Satz & Layout: Claus Hoffmann
Belichtung: LaserSatz Thewalt, 69257 Wiesenbach
Druck: Morawek, 68199 Mannheim
gedruckt auf 100% chlorfrei gebleichtem Papier
ISSN 0178-644X

Auflage: 2000, Erscheinungsweise: vierteljährlich
Jahresabonnement: DM 20,— Einzelheft: DM 6,—
Bezugsadresse: Institut für deutsche Sprache, Postfach 10 16 21, 68016 Mannheim
Tel. 0621/1581-0

**In eigener Sache – an die Autoren:**
Sie sollten Ihre Beiträge möglichst auf Diskette schicken. Bitte wählen Sie folgendes Format:

3.5 Zoll-Disketten im DOS-Format, als Textverarbeitungsprogramm möglichst WINWORD. Wir können aber auch WORD für DOS oder WORDPERFECT weiterverarbeiten.

NICHT bearbeiten können wir:

– 5.25 Zoll-Disketten,
– MAC-Disketten.
Die Texte sollten nicht mit komplizierten Layouts und nicht mit einer Formatvorlage erstellt sein.

Die Formatvorlagen erstellen wir.
Der SPRACHREPORT wird mit PageMaker 6.5.erstellt.

1. Ihre Extension ist strittig, das heißt, es ist nicht klar, worauf genau sie sich beziehen. So wird es möglich, dass ein Ausdruck wie *Gleichheit* von den einen als *soziale Gerechtigkeit* interpretiert wird, von den anderen als rein abstrakte Größe im Sinne von *Gleichheit vor Gott.*
2. Ihre Intension ist strittig, das heißt, es ist nicht klar, welche Eigenschaften Referenzobjekte haben müssen, um mit dem entsprechenden Ausdruck benannt zu werden. Es ist zum Beispiel nicht klar, ob für ein Phänomen, das ich *Gleichheit* nenne, der Aspekt der sozialen Gleichstellung konstitutiv ist oder nicht.
3. Die betreffenden Ausdrücke sind häufig mit Bewertungen verbunden, die auch strittig sein können. *Freiheit* ist über Jahrhunderte ein unangefochten positiv bewerteter Begriff. *Gleichheit* und *Brüderlichkeit* waren lange Zeit positiv besetzte Ausdrücke der bürgerlichen Emanzipationsbewegung und wurden später von Vertretern der Arbeiterbewegung als naiv abgelehnt, also negativ bewertet.
4. Solche Ausdrücke stellen häufig Bezüge zu Expertenwissen her. Sie stammen oft aus bestimmten Wissenschaftszweigen und haben fachintern eine lange Tradition. Das Fachwissen ganzer Philosophen-, Psychologen-, Soziologen-, oder Historiker-Generationen bricht sich in ihnen.
5. Diese Ausdrücke transportieren Prestige. Man schmückt sich mit ihnen. Keine europäische Regierung des 20. Jahrhunderts kann es sich leisten, sich nicht als *freiheitlich* zu bezeichnen.

Diese Wörter sind in ihrem Gebrauch und ihrer Interpretation also flexibel, weshalb ich sie mit weißen Blättern verglichen habe. Das bedeutet jedoch nicht, dass die weißen Blätter unbeschrieben sind – im Gegenteil. Die Interpretations-Fülle von Generationen lastet auf ihnen, ist ihnen eingebrannt in einer Art Geheimschrift, die nur wenige entschlüsseln. Was weiß jemand, der nicht Historiker oder Philologe ist, vom *Freiheits*-Begriff der Antike? Was weiß er von den Schwierigkeiten, die es vor zweihundert Jahren machte, *fraternité* zu *Brüderlichkeit* einzudeutschen? Er weiß es nicht und muss es nicht wissen, um diese Wörter heute korrekt zu gebrauchen. Es genügt, wenn er die Kernbedeutungen der Ausdrücke kennt. Es genügt, wenn er weiß,

*Freiheit* bezeichnet:

1. einen Zustand der Unabhängigkeit und Ungebundenheit,
2. das Gegenteil von Gefangenschaft,
3. das Recht zu freier Entscheidung.

*Gleichheit* bezeichnet:

1. einen Zustand der Übereinstimmung in vielen Merkmalen, also soviel wie ›große Ähnlichkeit‹
2. die gleiche Stellung von Personen oder Gruppen vor dem Gesetz, auch deren gleiche Rechte.

Das Wissen um solche Grundbedeutungen – verbunden mit grammatischem und pragmatischem Wissen – reicht dem Sprachbenutzer aus, um Ausdrücke richtig zu verwenden. Er braucht über die historischen Tiefen nichts zu wissen, aus denen die Begriffe überliefert sind, die hinter den Ausdrücken stehen. Aber gerade diese Interpretations-Traditionen sollen uns hier interessieren.

## Begriffsgeschichte[3]

Die Begriffe, also die mentalen Konstrukte, die sich heute mit den Wörtern *Freiheit* und *Gleichheit* verbinden, lassen sich bis in die Antike zurückverfolgen. Die Begriffsgeschichte von *Brüderlichkeit* reicht nicht ganz so weit, aber immerhin bis ins Mittelalter zurück. Die Vorstellungen, die mit diesen Wörtern verbunden sind, ziehen sich wie ein roter Faden durch die europäische Geschichte.

### *Freiheit*

Bis zur Französischen Revolution, die dem europäischen Weltbild völlig neue Impulse verleiht, leben im deutschen Sprachbewusstsein zwei Interpretationen des *Freiheits*-Begriffs nebeneinander: zum einen das christliche *Freiheits*-Ideal, das den Gläubigen ungeachtet ihres sozialen Standes Freiheit im Reich Gottes verheißt, zum anderen der mittelalterlich ständische *Freiheits*-Begriff, der *Freiheit* im Sinne von *Freiheiten,* also im Sinne von *Privilegien* interpretiert. Diese Auslegung des *Freiheits*-Begriffs rechtfertigt die Standesprivilegien und die Realität der sozialen Ungleichheit. Die zeitgenössische Mentalität akzeptiert die bestehende Ordnung als gottgegeben. Noch 1765 schreibt der junge Herder über den emanzipatorischen *Freiheits*-Begriff der griechischen Antike, es sei »eine ungezähmte Frechheit, ein Erkühnen« gewesen, »selbst das Rad des Staates lenken zu wollen«. Die Gegenwart kenne »eine feinere und mäßigere Freiheit, die Freiheit des Gewissens, ein ehrlicher Mann und Christ sein zu dürfen, die Freiheit, unter dem Schatten des Thrones seine Hütte und Weinstock in Ruhe genießen zu können und die Frucht seines Schweißes zu besitzen.«[4]

*Freiheit* am Vorabend der Französischen Revolution ist also entweder *Freiheit des Gläubigen vor Gott* oder *bürgerliche Freiheit* im Sinne von *Freiheiten,* also *Privilegien.* Diese Privilegien werden vom Staat unter dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit gewährt. Sie sind – wie ein Zeitgenosse im ausgehenden 18. Jahrhundert bemerkt– »aufgehobener Zwang in Kleinigkeiten, ...der Zucker, wodurch man denen Bürgern die Unterwürfigkeit versüßet.«[5]

Somit bestimmt sich der Umfang der *bürgerlichen Freiheit* nach dem Gutdünken der Staatsgewalt und muss als deren Ergebnis erscheinen, das von den Bürgern passiv hingenommen wird. *Bürgerliche Freiheit* ist die Gegenleistung des Staates für die Pflichterfüllung des Bürgers.

Im Denken der demokratischen Kräfte keimt jedoch schon früh ein *Freiheits*-Begriff, der die gottgewollte Ordnung in Zweifel zieht. Dieser wurzelt zum einen in der naturrechtlichen Vorstellung von *natürlicher Freiheit,* die allen gemeinsam ist, zum anderen in der germanischen Tradition der Volksfreiheit und Selbstregierung. Die Zweifel am tradierten Gesellschaftssystem wurden schließlich durch die Französische Revolution in radikaler Weise bestätigt. Bestärkt durch die Ereignisse in Frankreich kann auch in Deutschland ein emanzipatorischer *Freiheits*-Begriff reifen, der die Teilhabe des Volkes an der staatlichen Herrschaft fordert und auf Sicherheit gegen den Missbrauch der Staatsgewalt besteht. Es geht nun nicht mehr nur um Freiheit von Obrigkeits-Herrschaft, sondern um Freiheit als Grundwert staatlicher Verfassung.

Die Wandlung des ständischen zum modernen *Freiheits*-Begriff zeigt sich besonders deutlich in der Verbindung der Begriffe *Freiheit* und *Gleichheit,* die sich nicht nur gedanklich vollzieht und sich im Bewusstsein der demokratisch Denkenden etabliert, sondern zum Ende des 18. Jahrhunderts hin immer mehr zur Formel, zum Schlagwort wird. Der Anspruch auf *Gleichheit* stellt die Basis des Ancien régime, die *Ungleichheit* der Stände durch Privilegien, in Frage. Die Forderung nach *Gleichheit* meint *Gleichheit vor dem Gesetz.* Nur wenige gehen so weit wie Rousseau, *Gleichheit* auch auf die sozialen Umstände zu beziehen. Durch die Französische Revolution wurde der intellektuell vorbereitete *Gleichheits*-Anspruch zu großen Teilen eingelöst. Die feudalen Privilegien wurden abgeschafft, gleichzeitig jedoch das Recht auf Privateigentum für den bürgerlichen Stand zum Gesetz erhoben.

Quelle: Corel Corporati-

In Deutschland nahm man das *Gleichheits*-Postulat der Französischen Revolution mit einiger Zurückhaltung auf. Die revolutionäre Radikalität der Franzosen war den deutschen Bürgern suspekt. Sie zogen sich auf ihren abstrakten *Freiheits*-Begriff mit der Begründung zurück, dass in der *Freiheit* der Menschen ihre *Gleichheit* bereits mit enthalten sei. »Mit dem Worte Freiheit« sei »schon alles gesagt«.[6]

»Mit dem Worte Freiheit« kann in der Tat alles gesagt werden. Die Abstraktheit des *Freiheits*-Begriffs lässt es zu, dass sich nicht nur die Befürworter der Französischen Revolution auf ihn berufen. Auch deren Gegner reklamieren ihn für sich, werten ihn im Sinne ihrer eigenen Argumentation auf und postulieren ihre so genannte *wahre Freiheit* als Antithese zu den Revolutionsidealen. Das Scheitern der Französischen Revolution begünstigt diese Uminterpretation. *Freiheit* wird – entsprechend dem Weltbild des Ancien régime – zum Rechtfertigungs-Begriff für jede Art von Herrschaft, und kein Regime kann fortan darauf verzichten, sich als *freiheitlich* zu bezeichnen. Die revolutionären Demokraten und ihre Bewegung werden dagegen mit schmähenden *Freiheits*-Komposita wie *Freiheitsschwärmer, Freiheitsrausch* oder *Freiheitsschwindel* versehen.

Erst die Revolution von 1848 ruft das bürgerlich-emanzipatorische *Freiheits*-Ideal wieder auf den Plan, und der Begriff findet Eingang in die Verfassungs-Debatte in der Paulskirche. Die Gleichheit aller vor dem Gesetz wird begründet mit der »allgemeinen Idee des modernen Staates, welcher im Gegensatz zu den Rechtszuständen des Mittelalters statt der Freiheiten die Freiheit, statt der Rechte das Recht gewähren will«.[7] Im Unterschied zur Französischen Revolution von 1789 jedoch, deren Radikalität viele Sympathisanten in Deutschland zur distanzierten Zurückhaltung veranlasst hatte, war man sich in der Paulskirche einig, dass »die Freiheit, um eine Wohltat zu sein, organisiert werden« müsse.[8]

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts rückt der *Freiheits*-Begriff in die Nähe des *Vaterlands*-Begriffs, und der Wille nach *Freiheit* verbindet sich mit der Vorstellung von der Einheit der Nation. Gegen die Napoleonischen Eroberungskriege hatte sich in Deutschland eine Nationalbewegung formiert, die die *Freiheit der Nation* auf den Fahnen trug. Mit den revolutionär-demokratischen Auseinandersetzungen um 1848/49 brach jedoch die ganze Widersprüchlichkeit der Vorstellungen von *Nationalfreiheit* hervor. Die Bemühungen um eine Einigung der deutschen Kleinstaaten und um Regeln für die Demokratie nach innen mussten in Konflikt kommen mit den Interessen angrenzender Nationalitäten. Dies zeigt sich deutlich in der Polen-Debatte der Frankfurter Nationalversammlung, in der Dahlmann versucht, einen *Freiheits*-Begriff zu konstituieren, der *nationale Einheit* und *nationale Freiheit* miteinander verbinden sollte. Er führt aus, das »fortan einige und freie Deutschland« sei »groß und mächtig genug, um den in seinem Schoße erwachsenen andersredenden Stämmen eifersuchtslos in vollem Maße gewähren zu können, was Natur und Geschichte ihnen zuspricht«.[9] Diese Formulierung ist sichtlich um Vermittlung bemüht. Sie klingt jedoch für unsere heutigen Ohren fast naiv, und sie erwies sich tatsächlich auch damals als untauglich im Bemühen um Konfliktlösung. Am Ringen um klare Regelungen in natio-

nalen Konfliktfällen – und der Wille der Polen nach Wiederherstellung ihres Staates war für die Frankfurter Nationalversammlung ein Konfliktfall – musste diese naivfreundliche Auslegung des *Freiheits*-Begriffs scheitern.

In den Fünfzigerjahren des 19. Jahrhunderts konnte die Zwillingsformel *Freiheit und Gleichheit* nochmals ihre Suggestivkraft entfalten und als Projektionsfeld für die Hoffnungen und Ziele der revolutionären Demokraten dienen. Jedoch sorgte unter anderem das Unbehagen gegenüber den Gleichheits-Forderungen des vierten Standes dafür, dass der *Gleichheits*-Begriff im Rahmen der *Gleichheit vor dem Gesetz,* also im Sinne von *Gleichberechtigung* gehalten, und nicht als *soziale Gleichheit* interpretiert wurde. Dementsprechend wurde in der Frankfurter Nationalversammlung die Frage der sozialen Freiheit bzw. Gerechtigkeit umgangen und *Freiheit* im Sinne von *Regeln für die Freiheit* verhandelt. Die Debatte um das Wahlrecht zeigt das Auseinanderfallen der Begriffe *Freiheit* und *Gleichheit,* denn dass der Grundsatz der *Gleichheit* die Voraussetzung für die Verwirklichung von *Freiheit* sei, wurde nur noch von radikalen Abgeordneten behauptet. Folgerichtig finden sich in den Verfassungen Preußens (1850) und des Deutschen Reichs (1867/1871) Prinzipien für bürgerlich individuelle und begrenzt politische Freiheit sowie für rechtliche Gleichheit, wie sie mit den Gegebenheiten konstitutioneller Monarchien vereinbar waren.

*Freiheit* als abstrakter Hochwert-Begriff dient im Verlaufe der Geschichte immer wieder als Projektionsfeld für gegensätzliche politische Ziele und Bewertungen. Interessengruppen unterschiedlichster Couleur können sich auf *Freiheit* berufen. Die Reichsgründung 1870/71 wird von den einen als Vollendung, von den anderen als Verlust der Freiheit gesehen. Die im 20. Jahrhundert ausbrechenden Weltkriege werden von den Verursachern mit dem außenpolitischen Anspruch auf Freiheit begründet, von den westlichen Verbündeten mit dem Anspruch auf Verteidigung der Freiheit zurückgeschlagen. Der politische Wiederaufbau in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg stand im Westen wie im Osten unter dem Zeichen der Hoffnung auf Freiheit. In der Bundesrepublik wurde die freiheitlich-demokratische Grundordnung installiert, in der DDR wurden Institutionen und Zeitungen gegründet, die die Kennzeichnung *frei* in ihrem Titel führten: *Freie Deutsche Jugend, Freier Deutscher Gewerkschaftsbund, Freie Presse, Freies Wort.* Nach wie vor ist *Freiheit* eines der zentralen Hochwert-Wörter, ohne das kein politisches Programm auskommt und das im öffentlichen Diskurs eine große Rolle spielt. Die Korpora des Instituts für deutsche Sprache verzeichnen eine Trefferquote für *Freiheit*, die etwa vierzigmal so hoch ist wie für *Brüderlichkeit* und zwölfmal so hoch wie für *Gleichheit.*

## *Gleichheit*

In der Frühphase der bürgerlichen Emanzipation bedeutet *Gleichheit* sowohl *Gleichstellung* der unterschiedlichen bürgerlichen Gruppen als auch *Annäherung* zwischen Bürgerlichen und Adligen. *Gleichheit* ist einer der zentralen Integrations-Begriffe für das Vordenken einer bürgerlichen Gesellschaft als Gegenentwurf zur ständisch geprägten Staats- und Hofgesellschaft, die für das Prinzip der *Ungleichheit* steht. Im konkreten gesellschaftlichen Leben war das *Gleichheits*-Prinzip für die Entstehung bürgerlicher Vereinigungen grundlegend. Kaufmannsgilden etwa waren Schwurverbände von Gleichen, die Unfreie vom Lande aufnehmen konnten und diese den Bürgern gleichstellten. Die Einwohner der Städte waren in ihrer Freiheit vor dem Feudalsystem gleich, sie waren Gleiche innerhalb eines Rechtssystems, innerhalb einer selbstverwalteten Gemeinschaft, sie waren cives, nicht subditi. Damit war jedoch das mittelalterliche Standessystem noch nicht außer Kraft gesetzt. *Bürgerliche Gleichheit* bezog sich auf den dritten, nicht auf den vierten Stand, also nicht auf benachteiligte Schichten wie etwa die Armen in den Städten. Dass sich bis ins 18. Jahrhundert hinein eine auf interne Gleichheit gründende Gemeinschaft nicht öffentlich konstituieren kann, zeigt die Bewegung der Freimaurer, die innerhalb der Logen gesellschaftliche Unterschiede durch die *Gleichheit* ihrer Mitglieder *als Brüder* auszuschalten versuchte. Ein Zeitgenosse schreibt: »Das Geheimhalten ... schien mir deswegen eingeführt: ... um die weite Kluft auszufüllen, die zwischen den verschiedenen Ständen des Staates sich befindet und befinden muß, um hierdurch eine Gleichheit unter den ungleichen Gliedern, welche bei einer gemeinschaftlichen Arbeit zu einem gemeinsamen Zweck nötig zu sein scheint, herstellen zu können, welches bei publiken Gesellschaften unmöglich ist«.[10]

Getragen wurde der bürgerliche Begriff der *Gleichheit* von den Vertretern einer aufgeklärten Intelligenz. Sie verstanden sich als Kosmopoliten, über die Ländergrenzen hinweg als Mitglieder einer Gelehrten Republik von Gleichen. Der *Gleichheits*-Begriff markiert die interne, nicht durch Staatsangehörigkeit, sondern durch Gelehrsamkeit begründete Zugehörigkeit der Auserwählten und gleichzeitig deren Abgrenzung gegenüber der großen Masse der Ungebildeten. Dieses Selbstbild spiegelt sich in den Prinzipien, auf denen die ersten europäischen Universitäten gegründet wurden. Wem einmal die Matrikel gegeben ist, ob Adliger, Bürgerlicher oder Niedrigster, ist den anderen *gleich.* Innerhalb der Universität »ist also einmal die Gleichheit des menschlichen Geschlechts wieder eingeführt«, wie ein Autor 1776 über die protestantischen Universitäten schreibt.[11] Diese explizite Abgrenzung der Gelehrten nach außen, gegen die Ungebildeten, scheint die Wurzel zu sein für einen Bildungs-Dünkel, der noch heute sehr lebendig ist.

Etwa seit Mitte des 18. Jahrhunderts wird in der zeitgenössischen Literatur die Berechtigung sozialer Ungleichheit zunehmend in Zweifel gezogen und dem feudalen Standes-System die Vision eines Reichs der *sozialen Gleichheit* gegenübergestellt. Diese Visionen enthalten sich in ihrer Abstraktheit und ihrem Pathos ausdrücklich jeglichen konkreten Bezugs zur sozialen Wirklichkeit, es lassen sich keine gesellschaftspolitische Konsequenzen daraus ableiten. Schiller findet für das Ideal einer

Gesellschaft ohne Standesunterschiede in »Kabale und Liebe« große Worte: »Wenn die Schranken des Unterschiedes einstürzen, wenn von uns abspringen alle die verhaßten Hülsen des Standes, Menschen nur Menschen sind«. Oder ähnlich in der »Ode an die Freude«: »Freude, schöner Götter Funken, Tochter aus Elysium. Wir betreten feuertrunken, Himmlische, Dein Heiligtum. Deine Zauber binden wieder, was die Mode streng geteilt. Alle Menschen werden Brüder, wo Dein sanfter Flügel weilt«. Auf welchem Wege das brüderliche Reich der Gleichen zu erreichen wäre, darüber existieren keine klaren Vorstellungen. Einzig denkbar scheinen Aufklärung und moralische Einsicht, wie bei Knigge noch 1788, ein Jahr vor der Französischen Revolution, nachzulesen ist: »Ich sehe im Geiste allgemeine Aufklärung sich über alle Stände verbreiten; ich sehe den Bauer seinen Pflug müßig stehn lassen, um dem Fürsten eine Vorlesung zu halten über Gleichheit der Stände«.[12]

Mit der Französischen Revolution gewinnen die philosophischen und literarischen Idealvorstellungen zum Phänomen der *Gleichheit* plötzlich konkrete Relevanz. Soziale Ungleichheit wird nicht mehr – wie in der Tradition des Naturrechts – als notwendig und sinnvoll erklärt, sondern als Ursache für die Missstände, die es zu beheben galt. Alle sollten gleich sein als Staatsbürger (citoyen), gleich vor dem Gesetz und gleich in der Erziehung. Die Idee von der grundlegenden Rolle sozialer Gleichheit als Voraussetzung für *Freiheit* geht auf Rousseau zurück. *Freiheit* wird als Resultat von *Gleichheit* gesehen, beide Begriffe auf neuartige Weise in Beziehung gebracht und so uminterpretiert. *Freiheit* steht nicht mehr für freies Ausüben von Willkür, die sich aus dem Umfang des Besitzes herleitet, sondern genau umgekehrt, als Unabhängigkeit von der Willkür und Herrschaft anderer. Damit ist die Zeit reif dafür, dass die geheimbündlerische Parole *liberté, égalité, fraternité* aus ihrem Schatten-Dasein herauswachsen und zur großen Integrations-Formel des gesellschaftlichen Umbruchs werden kann.

Die Rezeption des revolutionären *Gleichheits*-Begriffs in Deutschland gestaltete sich problematisch. *Gleichheit* war für die revolutionären Demokraten in Deutschland nicht – wie in Frankreich – ein Intergrations-Begriff. Vielmehr trieb er die gesellschaftlichen Gruppen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auseinander. Neben einer grundsätzlich distanzierten Haltung gegenüber der Radikalität, mit der in Frankreich soziale Gleichheit gefordert und in Angriff genommen wurde, gab es auch in Deutschland Demokraten, die die französische Auslegung von *Gleichheit* positiv aufnahmen. Campe etwa schreibt noch 1802 über die Errungenschaften der Französischen Revolution, sie habe als »schönste Eroberung die Gleichheit der Stände, ... die vor dem Gesetz gilt, gewonnen«, des Weiteren »die ebenso kostbare Gleichheit der Ansprüche auf jeden Ehrenposten im Staate« und außerdem »die Gleichberechtigung aller Religionen in jeder Hinsicht.«[13] Vor allem die Lesart *Gleichheit vor dem Gesetz* fand in Deutschland Beachtung und gewann in der gesellschaftlichen Umbruchphase der napoleonischen Zeit breitere Bedeutung. Die Forderung nach Abschaffung der Adelsprivilegien und die Verankerung der staatsbürgerlichen Gleichheit als oberstem Rechts-Prinzip entsprachen den Emanzipationsbestrebungen des deutschen Bürgertums.

Deutlich ist jedoch der Argwohn, der den französischen Gleichheits-Ansprüchen entgegengebracht wird, sofern sie über die rechtlich verstandene *Gleichheit* hinausgehen. Diese distanzierte Haltung charakterisiert nicht nur die Befürworter des Ancien régime, sondern auch breite Kreise des aufgeklärten Bürgertums. So schreibt z.B. Wieland, »... daß Ungleichheit der Stände, des Vermögens, der Kräfte, der Vorteile ... nicht nur etwas Unvermeidliches, sondern auch zur Wohlfahrt des Ganzen Unentbehrliches ist«. Und an anderer Stelle: »Was waren denn die mächtigen Zauberwörter Freiheit und Gleichheit ... was waren sie anderes als Losungswörter des Aufruhrs, als bloße Vorspiegelungen, wodurch eine ... Bande ehrgeiziger Egoisten ... eine Umkehrung der bisherigen Ordnung der Dinge« herbeiführen wollte.[14] *Gleichheit* wird mehr und mehr zum Ausdruck für das Fremde, das aus Frankreich herüberkommt und Deutsches zu verdrängen sucht. So bleiben negative Bewertungen am Begriff der *Gleichheit* hängen, was sich deutlich auch an zeitgenössischen Wortzusammensetzungen zeigt: *Gleichheitsfanatiker, Gleichheitswahn, Gleichheitsbrei, Gleichheitstyrannei, Gleichheitssophismen, Gleichmacherei.*

Für das liberale Besitz- und Bildungsbürgertum war die Gleichheits-Forderung der Französischen Revolution eine Gefahr und das Streben nach gleichem Wahlrecht und sozialer Gleichheit, das auch in Deutschland 1848 von einer breiten Volksbewegung getragen wurde, eher der Anlass, bald einen Kompromiss mit den bestehenden Regierungen zu suchen. Die auf *Gleichheit* bauende Emanzipationsbewegung des vierten Standes rief in bürgerlichen Kreisen ein derart tiefes Misstrauen hervor, dass sozial-politische Fragen verdrängt und der *Gleichheits*-Begriff möglichst vermieden wurde. Im Vergleich zum Begriff der *Freiheit,* der zum zentralen Begriff der 48er-Revolution avancieren konnte, blieb so der *Gleichheits*-Begriff in Deutschland eher im Hintergrund. Wo er unumgänglich war, nämlich in den Debatten um gleiches Wahlrecht, gleiches Nationalitätenrecht und gleiche Staatsbürger-Rechte, wurde der konkretere Begriff der *Gleichberechtigung* dem abstrakten Begriff der *Gleichheit* vorgezogen.

Zum Ausgang des 19. Jahrhunderts greift die Emanzipationsbewegung der Frauen den *Gleichheits*-Begriff nochmals auf, und die seit 1891 von Clara Zetkin herausgegebene Zeitschrift nennt sich »Gleichheit«. In der politischen Argumentation jedoch verwendete die Frauenrechtsbewegung, die von ihren Anfängen an konkrete Forderungen im Blick hatte und sich kaum in abstrakten Philosophien verlor, schon damals eher den konkreten Begriff der *Gleichberechtigung.* Damit ging der abstrakte *Gleichheits*-Begriff des 19. Jahrhunderts unter, denn er war nicht geeignet, die konkreten Forderungen nach rechtlicher und sozialer Gleichheit auszudrücken. Heute ver-

wenden wir konkretere Ausdrücke, um Gleichheits-Bestrebungen zu artikulieren: *Gleichberechtigung, Gleichstellung* und *Chancengleichheit.*

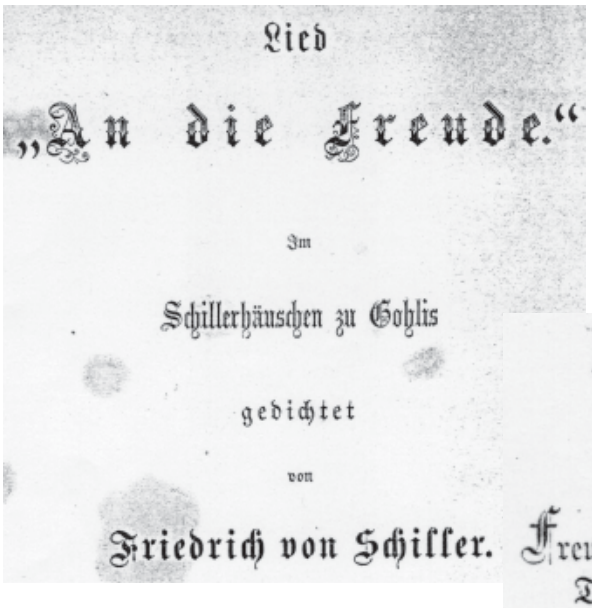
## *Brüderlichkeit*

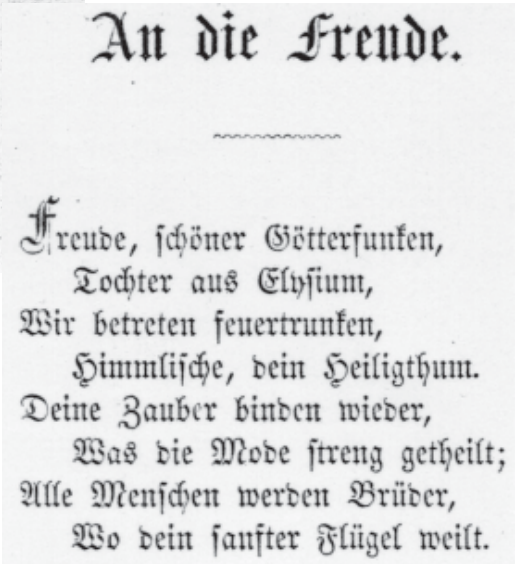
Das aufklärerische Bruder-Ideal ist eng verbunden mit der Vision von einer Gesellschaft freier, sozial gleichgestellter Menschen. Da dieses Ideal unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen noch nicht gelebt werden kann, wird es in geheimen Kreisen praktiziert. In den Freimaurer-Logen war der Bruder-Kult ein zentraler Ritus. Allen Logen-Mitgliedern, unabhängig von sozialem Rang und Stand und unabhängig von der Konfession, war die Anrede *Bruder* gewiss, alle waren zu Bruderliebe verpflichtet.

Erst mit der Französischen Revolution konnte das Brüderlichkeits-Ideal aus dem visionären Raum herausgelöst und mit konkreten sozial-politischen Forderungen verbunden werden. Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 spart den Begriff noch aus. Hier werden als die zentralen Menschenrechte das Recht auf Freiheit, das Recht auf Eigentum, das Recht auf Sicherheit und das Recht auf Widerstand gegen Unterdrückung genannt. Unter dem wachsenden Einfluss der Jakobiner jedoch gewinnt *fraternité* als Ausdruck sozial-politischer Ziele zunehmend an Bedeutung und wird zum zentralen Programm-Begriff der Revolution. Über Fraternité, die zur Abschaffung bestehender sozialer Unterschiede führen sollte, wurden die politischen Ziele Égalité und Liberté anvisiert. Somit war der Boden bereitet für die Etablierung der formelhaften Losung *liberté – égalité – fraternité,* die über die Grenzen Frankreichs hinaus wirkte und über lange Zeit im Sprachbewusstsein der Europäer präsent bleiben sollte.

Während der Eroberungskriege Napoleons sollte der Gedanke der *fraternité* über die Grenzen Frankreichs hinausgetragen werden. Als sich herausstellte, dass sich die Völker der besetzten Gebiete nicht ohne weiteres zur Verbrüderung mit den Franzosen bekennen wollten, wurde die Fraternité per Dekret im Dezember 1792 zwangsweise verordnet. Dies war für die Gegner der Revolution ein willkommener Anlass, die bis dato positive Interpretation von *fraternité* ins Gegenteil zu verkehren. Im »Wörterbuch der französischen Revolutions-Sprache« von 1799 wird z.B. *fraternité* verglichen mit der »brüderlichen Liebe ... der Affen, die ihre Jungen aus lauter Zärtlichkeit totdrücken.«

Die Übernahme des Begriffs in Deutschland stellte sich zunächst als Übersetzungsproblem dar. Vor der Französischen Revolution war die Wortform *Brüderlichkeit* in Deutschland offensichtlich kaum gebräuchlich. Als erste Quelle im 18. Jahrhundert wird ein 1776 verfasster Brief von Johann Kaspar Lavater erwähnt. Campe schlug in der Revolutions-Zeit um 1790 vor, *fraternité* zu *Brüderlichkeit* einzudeutschen und stieß damit zunächst auf Widerstand. Georg Forster z.B. benutzte das Wort nicht und schrieb stattdessen 1792 in Bezug auf die Franzosen von *Brüdertreue* und *Brüderbund.* Joseph Görres übersetzte 1798 die Formel *liberté - égalité - fraternité* als *Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft,* und Friedrich Schlegel übernahm das Fremdwort *Fraternität.* Campe verteidigt im Jahre 1801 seine Neuschöpfung *Brüderlichkeit* gegenüber einem Kritiker, der *fraternité* eher mit *Brudersinn* übersetzt sehen wollte, indem er *Brüderlichkeit* vor allem gegen *Bruder schaft* abgrenzt: »Allein dieses Deutsche Wort paßt nur für diejenigen Fälle, wo


Lied
„An die Freude."
Im
Schillerhäuschen zu Goblis
gedichtet
von
Friedrich von Schiller.


An die Freude.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Quelle: Deutsches Literaturarchiv Marbach, o.J.

unter dem Französischen Ausdrucke Freundschafts-Amts- und Zunftverbindungen oder auch die zu einer solchen Verbindung gehörigen Personen, nicht aber die brüderlichen Gesinnungen und das brüderliche Benehmen derer, welche auf solche Weise verbunden sind, verstanden werden; und für diese Bedeutung scheint Brüderlichkeit besser zu passen.« (Campe, Fremdwörterbuch, 1801, S. 375)

Im Übrigen schlägt Campe parallel zu *Brüderlichkeit* bereits auch den Ausdruck *Schwesterlichkeit* vor. Er schreibt im »Wörterbuch der deutschen Sprache« (1807, S. 629):, »Ein Vorzug der deutschen Sprache vor der französischen auch in dem vorliegenden Falle ist, daß wir für schwesterliche Gesinnung und schwesterliches Benehmen

Schwesterlichkeit sagen können, wofür die Franzosen auch ihr fraternité gebrauchen müssen«. Dieser Vorschlag fand in der Sprachgemeinschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts keine Zustimmung. Erst etwa 150 Jahre später taucht *Schwesterlichkeit* als von der Frauenbewegung vorgeschlagene Alternativbenennung wieder auf und kann sich in der alternativen Szene und im religiösen Umfeld der feministischen Theologie etablieren.

Die Auslegung und Argumentation Campes zu *Brüderlichkeit*, die den Begriff als Ausdruck einer positiven Haltung gegenüber Gesinnungsgenossen interpretiert, erweist sich als grundlegend für die Etablierung des Begriffs im deutschen Sprachbewusstsein.

Mit dem Zusammenbruch des Napoleonischen Systems in Europa wurde der einst revolutionäre Begriff der *Brüderlichkeit* im Sinne der konservativen Mächte uminterpretiert. Die Heilige Allianz von 1814 besiegelte einen antirevolutionären *Brüderlichkeits*-Begriff, der eher im Sinne von *monarchischer Solidarität* verstanden wurde. Der Vertrag der Monarchen Russlands, Österreichs und Preußens sollte auf der Basis der christlichen Lehre die sogenannte wahre Brüderlichkeit zwischen den Völkern herstellen, also ein christliches Reich der Völker.

Die französische Juli-Revolution von 1830 ließ den bürgerlich-revolutionären *Brüderlichkeits*-Gedanken auch in Deutschland wieder aufleben. Das Hambacher Fest 1832 wurde nach den Jahren der Restauration zum erstenmal wieder als brüderliche Vereinigung deutscher Demokraten gefeiert. Damit kehrten die Ideale der Französischen Revolution ins öffentliche Bewusstsein der deutschen Sprachgemeinschaft zurück. In der französischen Revolution von 1848 war *fraternité* einer der zentralen Schlüsselbegriffe, der gemeinsam mit *liberté* und *égalité* erstmals in der Präambel eines Verfassungstextes erschien. Dort heißt es, dass die Grundsätze »Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit« auf der Grundlage von »Familie, Eigentum« und »öffentlicher Ordnung« hergestellt werden sollten. In dieser unklaren Begrifflichkeit, die Unvereinbares miteinander zu verbinden sucht, zeigt sich deutlich die Problematik der Ansprüche und Ziele, die in den Revolutionsjahren formuliert wurden.

Anknüpfend an die französischen Ereignisse wird *Brüderlichkeit* auch in Deutschland erneut ins Vokabular der revolutionären Demokraten aufgenommen. So gibt Gustav Struve 1847 als Argument für die Gründung seiner Zeitung an, die »deutsche Brüderlichkeit und Herzlichkeit zu fördern, das Nationalband, welches alle Stämme deutscher Zunge umschlingt, zu befestigen und zu stärken«.[15] Zwei Jahre später beschreibt er die ungeheure Wirkung, die von den Schlüsselwörtern der französischen Revolution auf die Völker Europas ausging, folgendermaßen: »Allein das Wort Republik, die wiedererweckten Erinnerungen an die französische Revolution des vorigen Jahrhunderts, die Formel ›Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit‹ wirkten elektrisch auf alle Völker Europas«.[16] In den Revolutionsjahren begriffen sich die bürgerlichen Demokraten europaweit als eine Art internationaler Gesinnungs-Verbrüderung. Das Ideal der Brüderlichkeit verband die revolutionär-demokratischen Gesinnungsgenossen über die Ländergrenzen hinweg und fand in den revolutionären Erhebungen um 1848 europaweit seinen Ausdruck. Mit dem Scheitern der Revolution scheiterte freilich auch das Brüderlichkeitsideal und erwies sich für die Lösung der anstehenden Konflikte als nicht tragfähig.

Die Karriere des *Brüderlichkeits*-Begriffs scheint sich in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts im Niedergang zu befinden. Wörterbücher verzeichnen den Ausdruck nicht als Stichwort, sondern erwähnen ihn in der Regel nur im Rahmen des Wortfeldes zur Verwandtschaftsbezeichnung *Bruder.* Auch Korpus-Recherchen bestätigen diesen Befund. *Brüderlichkeit* scheint als Deutungsmuster für unsere Wahrnehmung gesellschaftlicher Umstände nicht mehr in Frage zu kommen.

## *Schwesterlichkeit* anstelle von *Brüderlichkeit*

Im öffentlichen Sprachgebrauch der DDR war der *Brüderlichkeits*-Begriff sehr frequent. Das abstrakte Pathos, das dem Ausdruck *Brüderlichkeit* anhaftet, entsprach genau der Vorliebe offizieller DDR-Verlautbarungen für Überhöhung und Verallgemeinerung. Kaum ein Zeitungstext, kaum eine politische Parole, kaum ein offizieller Brief kam aus ohne die Floskel *mit brüderlichen Kampfesgrüßen.* Linke Parteien befreundeter Länder wurden in Medientexten mithilfe der positiv verstärkenden Bezeichnung *Bruderpartei* benannt. Dass dieser Hang zum Pathos in der Alltagssprache eher karikiert wurde, zeigt sich unter anderem daran, dass im Volksmund von der Sowjetunion scherzhaft als vom *großen Bruder* gesprochen wurde.

In der Bundesrepublik versuchte die feministische Sprachkritik, anstelle von *Brüderlichkeit Schwesterlichkeit* oder auch *Geschwisterlichkeit* durchzusetzen. In religiösen Kontexten, in denen die feministische Theologie eine starke Stimme hat, ist dies wohl weitgehend gelungen.

## Die Formel *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit*

Die formelhafte Losung *liberté – égalité – fraternité* entfaltete als Symbol für die revolutionär-demokratischen Ideale im 18. und 19. Jahrhundert eine ungeheure Integrationskraft und wirkte »elektrisch auf alle Völker Europas«, wie Gustav Struve schreibt.[17] Über die Grenzen Frankreichs hinaus etabliert sich die Formel *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* im Sprachbewusstsein der Europäer und ist bis heute präsent.

*Freiheit* und *Gleichheit* waren im europäischen Denken traditionell eng miteinander verbundene Begriffe. Für *Fraternité* im Sinne von brüderlicher Gesinnung gab es

im Deutschen keine etablierte Entsprechung. So verfing sich die Rezeption der Losung – wie wir bereits gesehen haben – in Deutschland zunächst in einem Übersetzungsproblem. Die von dem demokratisch gesinnten Campe bereits 1790 vorgeschlagene Eindeutschung *Brüderlichkeit* stieß auf Widerstand, und so kursierten unterschiedliche Varianten, z.B. *Brüdertreue, Bruderliebe* und das Fremdwort *Fraternität.* Schließlich setzt sich jedoch *Brüderlichkeit* durch, und so etabliert sich die Revolutions-Formel im deutschen Sprachbewusstsein als *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit*.

Warum taugte diese Formel als Integrations-Symbol der revolutionären Demokraten von 1848? Warum überlebte sie das 19. Jahrhundert und kann uns heute noch als Material für Sprachspiele dienen? Es gibt eine eher pragmatische, eine eher inhaltliche und eine eher formale Erklärung.

Beginnen wir mit dem Formalen. Der formale Grund dafür, dass *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* das 19. Jahrhundert in unserem kollektiven Sprachbewusstsein überdauert hat, liegt in ihrer Metrik. Dreier-Formeln sind sehr wirkungsvolle rhetorische Muster. Sie erinnern in ihrer Rhythmik an ein klassisches Versmaß, den so genannten Dreiheber, wie z.B. Goethes »König in Thule«: »Es war ein König in Thule/ gar treu bis an das Grab,/ dem sterbend seine Buhle/ einen goldnen Becher gab.« Solche Dreiheber prägen sich ein und haben gute Chancen, sich zu Wendungen und geflügelten Worten zu verfestigen. Unsere Alltagssprache ist voll von Dreier-Formeln, denken wir nur an *Wein, Weib und Gesang; Friede, Freude, Eierkuchen; Rucksack, Hut und Wanderstock* oder *er kam, sah und siegte.* Formeln, die im Sprachbewusstsein lebendig sind, geben Spielmaterial für rhetorische Varianten her, weil sie bei den Sprachteilnehmern als bekannt vorausgesetzt werden können. So werden bewusst eingesetzte Abweichungen von der Formel erkannt und können richtig interpretiert werden. Die Dreier-Formel *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* ist im Sprachbewusstsein so stabil verankert, dass eine Abwandlung wie etwa *Freiheit, Gleichheit, Wettbewerb* ohne Weiteres verstanden und die darin enthaltene kritisch-ironische Anspielung aufgenommen wird. Bei freier Umformulierung muss die Ausgangsformel explizit genannt werden, um die vom Autor gewünschte Assoziation herzustellen. So z.B. in einem Spiegel-Text: »Geschätzt wird im deutschen Alltag die Abgabe der Steuererklärung drei Tage vor Fälligkeitsdatum. Ordnung, Gründlichkeit, Pünktlichkeit ersetzen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit«. (Spiegel 7/94, S. 12).

Die pragmatische Erklärung, die die Wirkung sprachlicher Äußerungen betrifft, hat mit dem Pathos der Formel zu tun. Pathos ist immer abstrakt, es zielt nicht auf Realität oder auf wahr und falsch. Pathos zielt auf Gefühl und umgeht den Verstand. Bis zu einem gewissen Grade ist ein sprachlicher Ausdruck, der von Pathos getragen wird, inhaltlich entleert und kann auf diese Weise als Projektionsfläche für ganz unterschiedliche Werte und Ideale dienen. Immer wenn es darum geht, Realität und

gesunden Menschenverstand auszublenden, um eine Vision zu beschwören und Massen zu mobilisieren, kommt Pathos ins Spiel. Gesellschaftliche Umbrüche brauchen pathetische Formeln, die die Energien der Aufständischen bündeln und wie Etiketten für ihre Forderungen stehen.

Kommen wir zur inhaltlichen Erklärung. Der Erfolg oder Misserfolg sprachlicher Ausdrücke und Begriffe in unterschiedlichen Epochen ist abhängig von den Vorlieben und Gewohnheiten der Sprachgemeinschaft, sich kognitiv, emotional und intentional zur Welt im Allgemeinen und zur Gesellschaft im Besonderen zu verhalten. Das System gängiger Meinungen, Stereotype und Schemata, die sich wechselseitig stützen, korrespondiert mit entsprechenden Interpretations- und Verhaltensmustern.[18] Im 18./19. Jahrhundert brachten die Denk- und Deutungsmuster des sich etablierenden Bürgertums die Trias *Freiheit*, *Gleichheit*, *Brüderlichkeit* hervor und pflanzten sie in unser Sprachbewusstsein. Auch in unserem Jahrhundert gab es geschichtliche Phasen, in denen sich politische Kräfte auf die Formel beriefen und damit jeweils Hoffnungen auf einen Neuanfang verbanden: zum Beispiel in der Phase des Wiederaufbaus gleich nach dem Zweiten Weltkrieg, im Rahmen der 68er Studentenbewegung und 1989 während des Umbruchs in der DDR. Diese Konjunkturphasen werden jedoch immer kürzer und erfassen nicht mehr – wie im vorigen Jahrhundert – breite gesellschaftliche Schichten. Aus den Interpretationsmustern unserer Zeit des ausgehenden 20. Jahrhunderts hätte die Trias *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* wohl nicht hervorgehen können. Unsere Art und Weise, die Welt zu sehen, zu deuten und sich in ihr zu verhalten ist eher mit Konzepten wie *Globalisierung, Effizienz, Entfremdung, Ökologie* oder *Information* verbunden. Die Coolness des postmodernen Zeitalters am Ausgang des 20. Jahrhunderts verträgt sich nicht mit dem abstrakten Pathos von *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.* Auch hat sich die Wertschätzung der drei Ideale verschoben, die mit der Formel angesprochen werden. Während *Freiheit* im Werte-Kanon unserer Zeit weiterhin weit oben rangiert, gelten *Gleichheit* und *Brüderlichkeit* nicht mehr viel. Die Formel *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* wird in den letzten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, wenn sie nicht auf die Revolutionen des 18. und 19. Jahrhunderts verweist, in der Regel eher ironisch gebraucht. Ihr abstraktes Pathos passt nicht mehr in die Zeit. Als Deutungsmuster für unsere Welt hat sie offensichtlich ausgedient. Viel eher finden sich karikierende Varianten wie *Freiheit, Gleichheit, Sauerkraut* – ein Filmtitel aus den Achtzigerjahren, oder *Freiheit, Gleichheit, Mittelmaß* – das Urteil eines Internet-Benutzers über den ›narzistischen Individual-Müll‹, der sich neben wertvollen Informationen im World Wide Web herumtreibt. Ist das die Ironie der Geschichte – was nicht mehr tragisch sein kann, wird komisch?

**Literatur**


Brunner, Otto/ Werner Conze/ Reinhard Koselleck (Hg.) (1972-1997): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Stuttgart.

Fraas, Claudia (1998): Abstrakte Wörter – Gebrauchs- und Interpretationsmuster abstrakter Nomina. Ein korpusbasierter Beschreibungsansatz. In: Deutsche Sprache 3/98 S.256 - 272.

Hermanns, Fritz (1995): Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. In: Gardt, Andreas/ Klaus J. Mattheier/ Oskar Reichmann (Hg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen. S. 69-101.

Knobloch, Clemens (1992): Überlegungen zur Theorie der Begriffsgeschichte aus sprach- und kommunikationswissenschaftlicher Sicht. In: Archiv für Begriffsgeschichte. Bonn. S. 7-24.

Le Goff, Jacques (1992): Geschichte und Gedächtnis. Frankfurt/New York.

Raulff, Ulrich (Hg.) (1989): Mentalitäten-Geschichte. Berlin.

Ritter, Joachim (Hg.) (1971ff): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Darmstadt.


**Anmerkungen**

[1] Der Text ist die Kurzfassung eines Vortrags, den ich im Rahmen einer Ringvorlesung im Mai 1998 an der Universität Mannheim gehalten habe. Die ungekürzte Fassung ist über Internet zugänglich: http://www.ids-mannheim.de/pub/sprachreport/98-4.pdf

[2] Gertrude Stein.

[3] Die begriffsgeschichtlichen Betrachtungen beruhen in großen Teilen auf Brunner, Otto/ Werner Conze/Reinhard Koselleck, (1972-1997).

[4] Johann Gottfried Herder (1765): Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten?, Werke, Bd.1, 1877, S. 23.

[5] Carl Ferdinand von Hommel (1786): Vorrede zu: Des Herrn Marquis von Beccaria unsterbliches Werk von Verbrechen und Strafen, Wien.

[6] Johann Christoph Wieland (1798): Gespräche unter vier Augen, SW Bd. 32 (1857), S. 129 f.

[7] Zit. Georg Beseler am 3.7.1848, Sten. Ber. Dt. Nationalversammlung, Bd. 1, S. 685.

[8] Sten. Ber. Dt. Nationalversammlung, Bd. 7, S. 5260.

[9] Dahlmann, Rede am 31.5.1848, Sten. Ber. Dt. Nationalversammlung, Bd. 1, S. 183.

[10] Ferdinand Freiherr von Meggenhofen (1786): Meine Geschichte und Apologie. Nürnberg, S. 70.

[11] Johann David Michaelis (1776): Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland, Tl. 4, S. 167.

[12] Adolf Freiherr von Knigge (1788): Über den Umgang mit Menschen, Bd. 1. Hannover, S. 104.

[13] Joachim Heinrich Campe: Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution, hg. V. Helmut König (1961). Berlin, S. 351.

[14] Johann Christoph Wieland : Kosmopolitische Adresse an die Französische Nationalversammlung. AA 1. Abt., Bd. 15 (1933), S. 333; ders.: Göttergespräche. SW. Bd. 31 (1857), S. 487.

[15] Gustav von Struve in: Der deutsche Zuschauer, Nr. 1, 1.1.1847.

[16] Derselbe (1849): Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden, Bern, S. 3

[17] ebd.

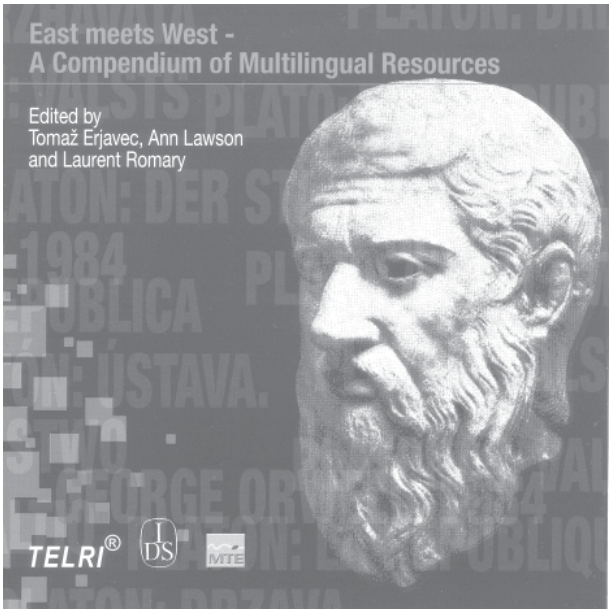
[18] Fritz Hermanns, der den Mentalitäten-Begriff der Historiker für die Linguistik adaptiert hat, spricht in diesem Zusammenhang von bestimmten Dispositionen, die innerhalb einer Gesellschaft zu einer bestimmten Art des Denkens, Fühlens und Wollens existieren und die zu bestimmten Dispositionen des Verhaltens und Handelns führen, vgl. Hermanns (1995).


Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für deutsche Sprache in Mannheim.

# Europäische Herausforderungen

*von Wolfgang Teubert*

Deutsch ist keine isolierte Sprache. Seine heutige Gestalt ist von anderen europäischen Sprachen beeinflusst. Eine jahrhundertelange Auseinandersetzung mit antikem, italienischem, französischem und schließlich englischem Weltverständnis bescherten uns mit einem abendländischen Begriffsgefüge auch einen gemeinsamen Wortschatz, der sich vielfach von griechischen und lateinischen Wurzeln ableitet und willkommene Brücken zu anderen Sprachen baut. Diesem »lessico intellettuale europeo« (so der Titel eines europäischen Langzeitprojekts) verdankten frühere Bildungseliten die Leichtigkeit gegenseitigen Verständnisses in einem durchaus polyphonen europäischen Diskurs, in dem kulturelle und sprachliche Identitäten im nationalen und regionalen Rahmen gewahrt waren. So soll es auch in einem vereinigten Europa bleiben. Ein demokratisches Europa beruht auf der Akzeptanz unterschiedlicher Kulturräume bei gleichzeitiger Anerkennung allgemeinverbindlicher Diskursregeln. Funktionieren kann das nur, insoweit es gelingt, Mehrsprachigkeit zu verallgemeinern. Hier kommen auf die nationalen Sprachinstitute in Europa neue Aufgaben zu.



Platons Staat: CD-ROM mit 20 Übersetzungen

In einem Europa gleichberechtigter Bürger müssen die Sprachgrenzen für alle, und nicht nur für die Eliten, durchlässig werden. Das Ziel ist erreicht, wenn jeder Europäer sich unabhängig von seiner Muttersprache mit seinen Mitbürgern überall in Europa verständigen, am politisch-gesellschaftlichen Leben teilnehmen und sich mit Informationen versorgen kann. Mehr und besserer Sprachunterricht tut Not. Gleichzeitig hängt die Verwirklichung einer europäischen Informationsgesellschaft aber auch von der Entwicklung multilingualer Sprachtechnologie ab, die hilft, Wissen verfügbar zu machen, fremdsprachige Texte zu verstehen und Texte in fremden Sprachen zu entwerfen. Bei allem Fortschritt liegt noch ein weiter Weg vor uns, gewiss viel weiter, als uns die Gurus künstlicher Intelligenz und automatischer Übersetzung nicht müde werden zu versichern.

Die Computer haben inzwischen zwar die Regeln von Syntax und Grammatik gelernt, aber sie verstehen aus prinzipiellen Gründen nicht, was Wörter bedeuten und was Sätze sagen. Doch Verstehen ist essenziell. Denn Menschen können keine Texte übersetzen, die sie nicht verstehen. Vorhandene zweisprachige Wörterbücher, wie dick sie auch sein mögen, enthalten nur einen Bruchteil des nötigen Wissens. Übersetzen kann mit ihnen nur, wer in der einen Sprache zu Hause ist und die andere wenigstens mäßig kennt. Computer sind indessen gewiss nicht klüger als wir. Um sie fit zu machen, müssen sehr viel mehr Sprachdaten gesammelt, d.h. aus allen verfügbaren Sprachressourcen herausgefiltert werden. Nur so kann ihr mangelndes Sprachverständnis kompensiert werden. Für die Datengewinnung benötigen wir »intelligente« Computerprogramme – der menschliche Arbeitsaufwand wäre schlicht unbezahlbar. Monolinguale Analysen, wie sie heute vielfach noch das Bild prägen, sind nur der erste Schritt. Voller ungelöster Probleme ist der weitaus wesentlichere Teil der Aufgabe, nämlich die Daten einer Sprache mit den Daten anderer Sprachen zu vernetzen. Bei der gebotenen Größenordnung muss auch hier der Computer dem Menschen die Arbeit abnehmen.

Die Aufgabe, multilinguales Sprachwissen aus ein-, zwei- und mehrsprachigen Textkorpora zu extrahieren und es für die künftige, bedeutungsverarbeitende Generation von sprachtechnologischer Software aufzubereiten, ist viel zu groß, als dass Sprachinstitute sie als Einzelkämpfer in Angriff nehmen könnten. Wir brauchen eine europäische Infrastruktur, die dem Wissensaustausch und der Zusammenarbeit zwischen Forschung und Industrie, zwischen Linguistik und Informatik, zwischen großen und kleinen Sprachen dient. Schon vor Jahren hat die Europäische Kommission die Dringlichkeit erkannt; sie fördert seither in mehreren Programmen einschlägige Maßnahmen. Das IDS ist an wichtigen Projekten maßgeblich beteiligt.

Die Grundlage für die heutigen Projekte wurde 1991-1993 in dem Projekt NERC (*Network of European Reference Corpora*) gelegt, in dem das IDS einer von sechs Partnern war. Hier wurden die Blaupausen für die derzeitigen Infrastukturmaßnahmen erarbeitet. Erstes konkretes Projekt war PAROLE, in dem es um die Erstellung vergleichbarer textualer Ressourcen (je 20 Mil-

lionen Wörter) und lexikalischer Ressourcen (je 20.000 Wörter) für alle EG-Amtssprachen in strikt einheitlicher Darstellung geht. Dieses Projekt wurde im Frühjahr 1998 abgeschlossen. Im Anschlussprojekt SIMPLE, das soeben begonnen hat, geht es nun um die Vernetzung dieser Wörter auf der Bedeutungsebene. Das IDS bearbeitet die deutschen Sprachdaten nicht allein; es sucht vielmehr die Zusammenarbeit mit anderen Instituten in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Gleichzeitig pflegt es Kontakte zu anderen einschlägigen Projekten in Europa und Übersee. Das IDS ist ferner einer der beiden Partner des neuen EU-Projekts ELAN (*European Language Acitivities Network*), das normierte Sprachressourcen mit plattform-unabhängigen Abfragesprachen weltweit zugänglich macht.

Seit 1995 wird am IDS das einzige gesamteuropäische Infrastrukturprojekt für Sprachressourcen koordiniert: TELRI, *Trans-European Language Resources Infrastructure*. Zur Zeit sind Institute in etwa dreißig Ländern (einschließlich der früheren Sowjetunion) aktiv an diesem Projekt beteiligt. TELRI bietet mit vielfältigen Aktivitäten ein Forum für den Austausch von Daten, Verfahren und Know-how, fördert den Aufbau von Sprachressourcen und deren Auswertung, bildet junge Wissenschaftler aus und entwirft innovative Projekte zur multilingualen Vernetzung von Sprachdaten. Seminare, Kurse, aktuelle Webseiten ebenso wie traditionelle Publikationen sind Teil eines wachsenden Angebots an Dienstleistungen für Partner in Forschung und Industrie. TRACTOR (*TELRI Research Archive for Computational Tools and Resources*) sammelt und verbreitet einzel- und mehrsprachige textuale und lexikalische Ressourcen sowie Computerprogramme, die aus diesen Ressourcen Sprachwissen extrahieren.

Die Finanzierung von TELRI ist bis ins Jahr 2001 mit Mitteln der EU gesichert. Ein viel gefragtes Ergebnis der bisherigen Arbeit ist eine CD-ROM mit über 20 Übersetzungen von Platos *Staat*, wobei diese Übersetzungen satzweise miteinander verknüpft sind. Wer sich dafür interessiert, womit das deutsche Wort *Arbeit* in anderen europäischen Sprachen gleichgesetzt wird, kann die Belege dieses Wortes zusammen mit den parallelen Stellen in anderen Sprachen auf den Bildschirm holen (siehe Schaubild). In diesen Paralleltexten findet sich manche Entsprechung, die man in zweisprachigen Wörterbüchern vergeblich suchen würde. Parallelkorpora enthalten implizit das Sprachwissen ganzer Generationen von Übersetzern. Dieses Wissen wird die wesentliche Grundlage des Fortschritts in maschinellen Übersetzungshilfen sein. Es muss so aufbereitet werden, dass die Computerprogramme es verarbeiten können. Die Verfahren dafür liefert die Korpuslinguistik. Diese ist mehr als nur eine Methode sprachwissenschaftlichen Arbeitens. Sie ermöglicht anders als traditionelle Ansätze eine verstehensunabhängige Darstellung und Verknüpfung sprachlicher Daten und Phänomene, wie sie Voraussetzung für jegliche Sprachtechnologie ist. Die am IDS herausgegebene Zeitschrift *International Journal of Corpus Linguistics* widmet sich der Weiterentwicklung dieses relativ jungen theoretischen Programms.

ARBEIT

| DEUTSCH | ENGLISCH | FRANZÖSISCH |
|---|---|---|
| Wie die Dichter ihre Werke und die Väter ihre Kinder lieben, so ereifern sich die Geldleute für ihr Geld, weil es ja **der Erfolg ihrer Arbeit** ist; und dann wegen seines Nutzens, wie die anderen Leute. | For just as poets feel complacency about their own poems and fathers about their own sons, so men who have made money take this money seriously as **their own creation** and they also value it for its uses as other people do. | En effet, de même que les poètes chérissent leurs poèmes, et les pères leurs enfants, de même aussi ceux qui se sont enrichis prennent au sérieux leurs richesses, comme étant **leur oeuvre propre** (ils y tiennent aussi en raison de leur utilité, comme les autres). |
| Ich danke dir, mein Bester! Sag mir noch das: Wenn das Werk der Ungerechtigkeit darin liegt, überall, wo sie ist, Zwietracht zu säen, dann wird sie bei Freien und Sklaven gegenseitigen Streit und Haß bewirken und sie **zu gemeinsamer Arbeit unfähig** machen, nicht? | That is good of you, my friend; but tell me this: if it is the business of injustice to engender hatred wherever it is found, will it not, when it springs up either among freemen or slaves , cause them to hate and be at strife with one another, and make them **incapable of effective action in common**? | Mais c'est bien bon à toi de procéder ainsi, homme excellent, dis-moi alors ceci : si tel est donc l'effet de l'injustice, d'introduire la haine partout où elle se trouve, est-ce que, quand elle s'introduit aussi bien chez les hommes libres que chez les esclaves, elle ne les fera pas se haïr les uns les autres, entrer en dissension, et être **incapables d'agir en commun les uns avec les autres**? |
| Aber mit nichts so gut wie mit einem Winzermesser, das **für diese Arbeit gefertigt** ist? | But nothing so well , I take it, as a pruning knife **fashioned for this purpose**. | Mais avec aucun, je crois, aussi bien qu'avec la serpette **fabriquée à cet effet.** |
| Wenn nun ein Bauer seine Erzeugnisse zum Markt schafft oder sonst ein Handwerker und sie kommen nicht zur gleichen Zeit wie die Käufer ihrer Ware, dann **versäumen sie ihre eigene Arbeit**, während sie auf dem Markte sitzen, nicht? | If, then, the farmer or any other craftsman taking his products to the market place does not arrive at the same time with those who desire to exchange with him, is he to sit idle in the market place and **lose time from his own work**? | Alors le cultivateur, ou encore l'un des artisans, qui a apporté sur la place publique une partie de ce qu'il produit, s'il n'y vient pas au même moment que ceux qui ont besoin d'échanger contre ce qu'il foumit, restera-t-il assis sur l'agora, **laissant en sommeil son activité d'homme** au service du public? |
| Denn andere Leute wieder, die dies sehen, bieten sich zur Hilfe an; in richtig geleiteten Staaten zumeist die Schwächlichen, die **zu keiner anderen Arbeit taugen**. | But there are men who see this need and appoint themselves for this service–in well conducted cities they are generally those who are weakest in body and those who are **useless for any other task**. | Il y a des hommes qui, voyant cela, se fixent à eux-mêmes cette charge ; dans les cités correctement administrées ce sont en général les hommes aux corps les plus faibles, **impropres à toute autre fonction**. |

Dem IDS kommen diese Projekte auch für seine eigene Forschung zugute. Die Extraktion von Sprachwissen aus Korpora und seine Aufbereitung in lexikalischen Datenbanken profitiert von der Zusammenarbeit mit Partnerinstituten, die darin bereits Erfahrungen gesammelt haben. Zur Zeit wird ein deutsch-französisches Arbeitsvorhaben vorbereitet, bei dem aus einem Parallelkorpus automatisch Übersetzungseinheiten und ihre Entsprechungen in der anderen Sprache extrahiert und Übersetzungshilfen aufbereitet werden. Solche Übersetzungseinheiten sind, wie jeder, der schon einmal übersetzt hat, weiß, meist erheblich größer als das Einzelwort, das die Grundeinheit für traditionelle Wörterbücher bildet. Die moderne Lexikographie, am IDS und anderswo, trägt dieser neuen Sichtweise Rechnung.

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Sprache in Mannheim.

# Kommunizieren im Beruf – Gesprächsforschung für die Praxis[1]

*von Michael Becker-Mrotzek und Gisela Brünner*

## Was heißt Gesprächsforschung für die Praxis?

Als die Sprachwissenschaft, Diskurs- und Gesprächsanalyse, Mitte der Siebzigerjahre die Gesprächspraxis als Untersuchungsgegenstand entdeckte, verließ sie den Elfenbeinturm und zog mit Tonband und Video ins Feld. Dabei stieß sie auf unsere alltäglichen, privaten Gespräche, aber auch auf die berufliche Kommunikation und ihre Besonderheiten. In den gesellschaftlichen Institutionen wird nicht nur viel gesprochen, sondern auch anders als im privaten Alltag. Schule, Justiz, Verwaltung, Handel oder Gesundheitswesen haben ihre eigenen sprachlichen Gewohnheiten und Routinen. Das Funktionieren dieser Institution hängt ganz wesentlich vom sprachlichen Geschick der dort Tätigen ab. Das gilt für eine Gerichtsverhandlung nicht weniger als für ein Verkaufsgespräch oder eine Unterrichtsstunde. Und so stellte sich die Frage: Welchen Beitrag leistet die Sprache für die Verständigung in Alltag und Beruf?

Nach der Aufzeichnung und anschließenden Analyse solcher Gespräche passierte etwas Ungewöhnliches: Ihre Erkenntnisse weckten nicht nur das Interesse der Fachleute, sondern auch der untersuchten Sprecher/innen. Ärztinnen und Ärzte etwa, die ihre Sprechstundengespräche für die Analyse zur Verfügung gestellt hatten, waren daran interessiert zu erfahren, ob ihre »Gesprächstechniken« gut seien. Und so wurden die ersten Praxisseminare und Fortbildungsveranstaltungen durchgeführt. Zugleich entwickelte sich so ein neues Forschungsfeld: die Gesprächsforschung für die Praxis. Neu daran waren nicht nur die Gegenstände, sondern auch die Fragestellungen. Neben Beschreibungen waren nun auch Bewertungen und Handlungsempfehlungen gefragt. Die Praktiker/innen waren vor allem daran interessiert zu erfahren, wie sie ihr Gesprächsverhalten verbessern können oder wie sie sich in schwierigen Situationen verhalten sollen. Hier hat sich in den vergangenen zehn Jahren mit der Angewandten Gesprächsforschung eine eigenständige Arbeitsrichtung der Linguistik entwickelt. Ihr geht es um ein besseres Verständnis der beruflichen und öffentlichen Kommunikation. Sie fragt nach Problemen beim sprachlichen Handeln und sucht Lösungen für ihre Bewältigung. Effektivität, Effizienz und Zweckmäßigkeit des kommunikativen Handelns werden geprüft und methodologische Vorkehrungen getroffen, um produktive Lösungen anbieten zu können.

Erforderlich sind aber auch neue Vermittlungskonzepte für gesprächs- und diskursanalytisches Wissen. Denn das Reden über Kommunikation und Sprache und erst recht die Vermittlung entsprechender linguistischer Erkenntnisse sind keine triviale Aufgabe. Hierfür muss die linguistische Begrifflichkeit von Gesprächen alltagstauglich gemacht werden. Deshalb arbeitet die Angewandte Gesprächsforschung an der Weiterentwicklung gesprächsdidaktischer Konzepte.

## Kommunizieren im Beruf

Zu den grundlegenden Erkenntnissen gehören die Einsichten in die Strukturen und Funktionsweisen von kommunikativen Großformen, wie Verhandlungen oder Beratungsgespräche. Was bei unbedarfter Betrachtung oft als chaotisch erscheint, erweist sich bei genauerer Analyse als wohlgeordneter Prozess: Gesprächen liegen sprachliche »Handlungsmuster« (Ehlich/Rehbein 1986) oder »Schemata« (Kallmeyer 1988) zugrunde. Diese kann man sich vorstellen als eine Art Drehbuch für die Bewältigung immer wiederkehrender Verständigungsaufgaben. Ihnen verdanken wir es, dass die Beteiligten wissen, wann sie an der Reihe sind und was von ihnen erwartet wird. Erst die Existenz des Frage-Antwort-Musters beispielsweise lässt das Nicht-Reagieren auf eine Frage als unhöflich erscheinen. In längeren Gesprächen wie Beratungen, Verhandlungen oder Besprechungen kommen in aller Regel mehrere solcher Muster zum Einsatz. Für die

Angewandte Gesprächsforschung haben sprachliche Handlungsmuster einen besonderen Stellenwert. Denn sie zeigen uns, wie wir im Normalfall handeln. Abweichungen, Probleme oder Schwierigkeiten im Gespräch lassen sich mit ihrer Hilfe leichter beschreiben und erklären.

## Lehrer fragen – Schüler antworten: ein Paradox?

»Nicht für die Schule, sondern fürs Leben lernen wir«. Das wussten schon die alten Römer. Nur sieht die Wirklichkeit bisweilen anders aus. Und das nicht erst, seit die internationale Mathematik-Studie (TIMSS) an der Leistungsfähigkeit und Selbstständigkeit deutscher Schüler/innen zweifeln lässt. Die Kommunikation in der Schule unterliegt besonderen Bedingungen, die es Schülern wie

Quelle: Corel Corporation

Lehrern nicht leicht machen. So stehen einer Lehrperson bis zu 30 Schüler/innen gegenüber, die am Unterricht teilnehmen müssen. Das erfordert besondere organisatorische Vorkehrungen, z.B. bei der Vergabe des Rederechts. Zudem dient die Kommunikation überwiegend der Wissensvermittlung, d.h., sie ist nur selten in praktische Handlungen eingebunden. All das führt zu Widersprüchen und Brüchen in der unterrichtlichen Kommunikation, wie das Beispiel der Lehrerfrage zeigt, bei der der Lehrer als der Wissende fragt und der Schüler als der Nicht-Wissende antworten soll. Gleichwohl steckt hinter einer solchen scheinbar paradoxen Situation ein Sinn: Denn auf diese Weise werden die Schüler veranlasst, ihr Nichtwissen zu erkennen, nach einer Antwort zu suchen und selber neues Wissen zu bilden (Ehlich/Rehbein 1986). Die Sprachwissenschaft ist hier gefordert, ihr analytisches Wissen in die Entwicklung neuer Lehr- und Lernformen einzubringen.

## Arzt und Patient im Gespräch – nicht möglich?

Ähnlich wie in der Schule hat das Gespräch auch in der Medizin eine große Bedeutung. Denn bei allen Fortschritten im technischen und apparativen Bereich ist doch die Medizin heute immer mehr als sprechende Medizin gefordert. Sprache ist ein unverzichtbares Instrument, um Zugang zu den Beschwerden, Empfindungen und der Lebenssituation der Patientinnenund Patienten zu bekommen. Allerdings lauern hier Gefahren, die die Verständigung erschweren. Dazu ein fiktives Beispiel, das die Verwechslungsmöglichkeiten alltäglicher und medizinischer Gesprächsformen illustrieren soll:

> »Wie geht es Ihnen?«, fragt die Ärztin ihren Patienten. »Danke, gut«, antwortet dieser, »wenn nur diese schreckliche Migräne und diese höllischen Magenschmerzen nicht wären.«

Der Erfolg einer Therapie hängt ganz maßgeblich von der Mitarbeit der Patienten ab. Nur wenn sie überzeugt sind, dass die Diagnose stimmt und die Therapie notwendig ist, werden sie den Empfehlungen der Ärzte folgen. Und überzeugt werden sie eben im Gespräch -– oder auch nicht. In zahlreichen Studien über die Kommunikation zwischen Ärztinnen/Ärzten (bzw. Pflegerinnen/ Pflegern) und deren Patientinnen/Patienten sind Konzepte für eine veränderte ärztliche Gesprächsführung entwickelt worden. So entscheidet beispielsweise die Gesprächseröffnung der Mediziner/innen wesentlich darüber, ob die Patientinnen und Patienten wirklich Gelegenheit bekommen, ihre Beschwerden umfassend und auch in ihren Hintergründen darzustellen. Wer eng fragt, bekommt eben nur Antworten – und keine Auskünfte (Spranz-Fogasy 1992). Auch der schwierige Umgang mit alten und kranken Menschen in der Pflege wurde linguistisch untersucht. Daraus ist ein Lehrbuch zu Übergabegesprächen in der Pflege entstanden (Walther/Weinhold 1997). Forschungsarbeiten zu den Kommunikationsbedingungen im Krankenhaus haben u.a. gezeigt, wie sich Visitengespräche patientenfreundlicher gestalten lassen (Bliesener/Köhle 1986) oder welche Belastungen sich aus organisatorischen Mängeln für die Kommunikation im Krankenhaus ergeben können (Lalouschek/Menz/Wodak 1990).

## Wirtschaftlich kommunizieren?

In kaum einem anderen Bereich merken die Professionellen ihre kommunikativen Schwächen so direkt wie in der Wirtschaft; unzureichende Beratungs- und Verkaufsstrategien führen zu eigenen wirtschaftlichen Misserfolgen. Insofern verwundert es nicht, wenn gerade hier das Bewusstsein für die Bedeutung der Kommunikation sehr ausgeprägt ist. Das belegen etwa die zahlreich angebotenen und nachgefragten Kommunikationstrainings und Ratgeberbücher. Ein Beispiel für störanfällige Gesprächstypen sind Reklamationsgespräche. Eine Schwierigkeit besteht hier darin, angemessen auf die Verärgerung der Kunden einzugehen. Zeigen die Mitarbeiter/innen zu wenig Verständnis für die Emotionen der Kundinnen und Kunden, dann gefährdet das auch die Klärung der sachlichen Aspekte (vgl. Antos 1989, Fiehler/Kindt 1994).

## Effektive Besprechungen

Worin liegen die Besonderheiten von linguistisch fundierten Gesprächstrainings, etwa im Vergleich zu psychologisch oder rhetorisch orientierten? Dazu möchten wir aus unseren Erfahrungen mit Maßnahmen der Personalentwicklung ein konkretes Beispiel vorstellen. Wir wurden von den Stadtwerken einer Großstadt gebeten, die Probleme in einer Planungsabteilung zu bearbeiten, in der die Kooperation zwischen den einzelnen Untergruppen zeitweise so schlecht war, dass davon die gesamten Arbeitsabläufe beeinträchtigt wurden. Als Ursache sahen die Verantwortlichen eine bestimmte Person. Wir haben die Abteilung daraufhin gebeten, gemeinsame Besprechungen auf Tonband aufzuzeichnen und haben diese verschriftet und analysiert. Das überraschende Ergebnis war, dass die Schwierigkeiten weniger in der vermeintlich unkooperativen Person lagen als vielmehr in einem allgemeinen Mangel an professioneller Kommunikationsfähigkeit.

Der folgende Gesprächsausschnitt[2] gibt eine Begegnung zweier Gruppen wieder. Eingeladen hat der Gruppenleiter (G1), um einige offene Fragen zu klären. An dem Gespräch sind außer ihm selbst zwei seiner Mitarbeiter (M3, M4) sowie der stellvertretende Leiter der anderen Gruppe (G2) beteiligt. Zuerst äußert der Gruppenleiter G1 eine Bitte. Dabei wird er unterstützt von seinem Mitarbeiter M3:

> G1: So, und dann habn wir noch ne zweite Bitte. bezogen auf die Unterlagen, die wir Ihnen hochgeben (...) Dann geben Sie uns ja einen überarbeiteten Plan zurück, (...) Und Sie geben auch schon im Detail . die Schieberkreuze vor.
> G2: Hmhm. Hmhm.
> M3: Also die Einbindungspunkte, (...)
> G1: Das wäre aus unserer Sicht gar nicht erforderlich weil . wir uns . an diese Vorgabe gar nicht orientieren, denn...
> M3: ...(einatmen) Ja.

Etwas später bringt die Gruppe dasselbe Anliegen als Angebot zur Arbeitsersparnis für die andere Gruppe vor:

> M3: Ich wollte der Abteilung fünf nur die Arbeit ersparen. Sagen wir mal so, ja?
> M4: Die Arbeit erleichtern.
> G2: Hm. Hmhm.
> M4: Hm.
> M3: Sie stecken natürlich jetzt auch natürlich viel Arbeit rein und Gedankengut und so weiter und so fort, und letztendlich wird dat von uns ja sowieso so gestaltet, wie wir das... für richtig halten ne?

In einem dritten Anlauf wird dann ein eigenes Interesse der Gruppe an dem Thema gänzlich verneint:

> G2: Aber (...) Hmhm.
> M3: Ja gut mir ist das egal, ich wollt es nur mal ansprechen . ja?
> M3: Wenn /. Mir ist das gleich!
> M4: Ja.

Zum Abschluss deklariert die Gruppe das Anliegen noch einmal als Angebot und Vorschlag:

> M3: War' n Vorschlag meinerseits, okay. Wenn Sie es weiterhin machen wollen, . gut.
> M4: Hm, Hm.

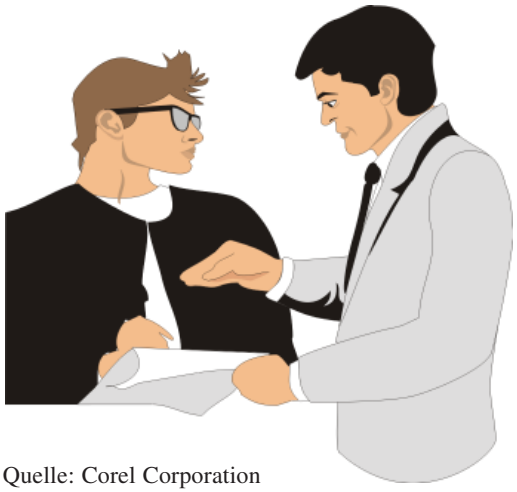
Die Gesprächsausschnitte zeigen sehr deutlich ein kommunikatives Grundproblem: Die Besprechungen sind thematisch unstrukturiert. Die einladende Gruppe macht ihr Anliegen nicht hinreichend deutlich. Sie sagt lediglich, worüber sie sprechen will, nämlich über Art und Umfang von Planungsvorgaben, sie sagt aber nicht, was ihr Anliegen ist. Das besteht darin, weniger Planungsvorgaben zu bekommen. Es geht also nicht darum, der anderen Gruppe Arbeit zu ersparen, sondern Veränderungen für die eigene Gruppe zu erwirken. In Wirklichkeit handelt es sich also weder um eine Bitte noch um ein Angebot, sondern um den Einstieg in Verhandlungen über neue Zuständigkeiten. Genau das sagt die Gruppe 1 aber an keiner Stelle, sodass es auch zu keiner Verhandlung kommen kann.

Welche Folgen hat diese Art von kommunikativem Verhalten? Man kann sagen, die Mitarbeiter verhalten sich sehr vorsichtig. Sie legen ihr Anliegen nicht offen auf den Tisch, sondern deuten es nur an. Als Folge davon werden der bestehende Konflikt und die eigene Verärgerung über die detaillierten Vorgaben der anderen Gruppe nicht offen angesprochen. Dadurch kann die andere Gruppe nicht angemessen reagieren und beispielsweise begründen, warum sie solche Vorgaben macht. Eine ernsthafte Verhandlung über bessere Alternativen ist so nicht möglich. In der Konsequenz bleibt alles beim Alten und die kollegialen Beziehungen sind eher belasteter als vor dem Gespräch.

Wie kann nun ein solches Verhalten verändert werden? In unserer Fortbildung haben wir gemeinsam mit den Teilnehmern solche und ähnliche Gespräche an Transkriptausschnitten untersucht. Dadurch können die Teilnehmer aus der Distanz ihr eigenes Verhalten kritisch betrachten und Zusammenhänge erkennen, die ihnen im Alltag verborgen bleiben. Sie sehen die Ursachen für bestimmte kommunikative Probleme. Danach kann dann – wiederum gemeinsam – nach Lösungen gesucht werden. In diesem Fall besteht eine Lösung darin, sich das eigene Anliegen vor dem Gespräch bewusst zu machen und den anderen gegenüber deutlich zu formulieren. Die Einsicht, dass Konflikte nur dann gelöst werden können, wenn sie auch benannt werden, ist die Voraussetzung für eine Verhaltensänderung. Dabei ist die Anliegensformulierung in Besprechungen natürlich nur eines der behandelten Probleme.

## Gespräche wissenschaftlich analysieren

Worin liegt nun die spezifische Methode der Angewandten Gesprächsforschung? Einen besonderen Stellenwert hat die empirische Analyse von authentischen, natürlichen Gesprächen. Erst durch die gründliche Analyse der beruflichen Alltagspraxis werden die kommunikativen Strukturen – und damit auch ihre Probleme – sichtbar. Diese Praxis ist wegen der widerstreitenden Anforderungen oftmals widersprüchlich – in nicht vorhersehbarer Weise. Es genügt daher nicht, die Selbstbeschreibungen und Auskünfte der Betroffenen über ihre Kommunikation zugrunde zu legen. Die strukturellen Kommunikationsprobleme sind den Handelnden nur selten kognitiv zugänglich und transparent. Deshalb kommt den Ton- oder Videoaufzeichnungen authentischer Gespräche, ihrer Transkription und Analyse zentrale Bedeutung zu. Transkripte wirken wie eine Zeitlupe, durch die man die Gesprächsdynamik zeitverzögert nachvollziehen kann. Dadurch lassen sich auch sehr feine Strukturen (z.B. die Intonation von Hörerrückmeldungen) und Regelhaftigkeiten (z.B. der Formulierung) erkennen. Die Perspektiven der verschiedenen Sprecher oder die Entstehung von Kommunikationsstörungen können genau rekonstruiert werden.



Quelle: Corel Corporation

Bei der Analyse sind eine Reihe methodischer Prinzipien zu beachten:

- Prinzip der Komplexität: Beachte die Vieldimensionalität und Widersprüchlichkeit der kommunikativen Wirklichkeit!

Die Analyse beruflicher Kommunikation muss die institutionellen Zwänge und sachlichen Verpflichtungen ebenso berücksichtigen wie die menschlich-sozialen Bedürfnisse der Handelnden. Das bedeutet, auch die jeweiligen übergeordneten Handlungszusammenhänge sind zu klären, etwa durch Dokumente wie Dienstanweisungen o.Ä. Gleichzeitig müssen die Hinweise der Handelnden selbst, mit denen sie sich fortlaufend anzeigen, wie sie das Gespräch gerade verstehen, beachtet werden. Damit die Analysen in angemessener Zeit zu einem Ergebnis führen, greift ein zweites Prinzip:

- Prinzip der Problemorientierung: Orientiere die Analyse an den Problemen der Praxis und an der Perspektive der Aktanten!

Dies ergibt sich aus dem Ziel, nicht nur Beschreibungen, sondern auch Vorschläge für eine verbesserte Kommunikationspraxis zu erarbeiten. Dabei kommt den Aktanten eine zentrale Rolle zu: Sie sind die Experten für ihren Praxisbereich. Sie sind es, die von den Problemen ihrer kommunikativen Praxis betroffen sind, und nur sie können diese Praxis aktiv verändern. Zudem sind sie oft selbst ein Teil des Problems, wenn nämlich kommunikative Mängel durch Mythen und Stereotypen zugedeckt, Probleme verzerrt oder geleugnet werden. Die Aktanten werden ihr Bewusstsein und ihre Kommunikationspraxis jedoch nur verändern, wenn ihnen die Probleme und deren Beschreibungen einsichtig sind. Deshalb sind die Sichtweisen und Interpretationen der Handelnden die Schnittstelle zwischen beruflicher Alltagswelt und linguistischer Analyse, das Gelenk zwischen Theorie und Praxis.

Die Umsetzung der so gewonnenen Einsichten erfolgt nach dem

- Prinzip der normativen Orientierung: Setze die Analyseergebnisse in reflektierter Weise in Handlungsempfehlungen um!

Wesentlich ist, dass Handlungsempfehlungen empirisch abgesichert werden. Dies ist möglich, indem man für strukturelle Probleme in der Praxis selbst nach gelungenen bzw. misslungenen Lösungsformen sucht. An die Stelle bloßer Intuitionen tritt so ein gesichertes Wissen über die Wirkungen und Konsequenzen bestimmter sprachlicher Handlungsformen. In der Regel wird man zu einer begründeten Auswahl von Handlungsalternativen, nicht jedoch zu der einzig empfehlenswerten Lösung gelangen. Die konkreten Lösungsmöglichkeiten müssen dann gemeinsam mit den Betroffenen diskutiert und ausgearbeitet werden. Die Angewandte Gesprächsforschung verzichtet auf die Formulierung vorgefertigter, situationsentbundener Rezepte (etwa im Sinne fester Äußerungsanweisungen). Empfehlungen müssen vielmehr als kontextbezogene Lösungen formuliert und an die jeweiligen Handlungsbedingungen angepasst werden.

## Die Praxis durch Kommunikationstraining verbessern

Gesprächs- und diskursanalytisch fundierte Fortbildungen unterscheiden sich – neben vielen Gemeinsamkeiten – in einem zentralen Punkt von anderen Trainingsformen: ihrem Bezug auf die dokumentierte Praxis. Die Aufzeichnungen, Transkripte und Analysen der beruflichen Praxis eröffnen neue, effektivere Formen der Kommunikationsschulung. Das grundlegende Ziel besteht in der Professionalisierung der kommunikativen Praxis. Erreicht werden kann das durch eine Erweiterung der kommunikativen Fähigkeiten der beruflich Handelnden. Das schließt eine Sensibilisierung für kommunikative

Prozesse ebenso ein wie eine Erweiterung des Handlungsrepertoires.

Eine Sensibilisierung für kommunikative Zusammenhänge ist erforderlich, um Handlungsempfehlungen umsetzen zu können. Denn Empfehlungen, gleichgültig ob rezeptologisch oder differenziert formuliert, können nur dann wirksam werden, wenn die Handelnden einschätzen können, wann eine Anwendungssituation vorliegt. Diese Fähigkeit ist nach unserer Erfahrung häufig unzureichend ausgebildet. Methodisch bieten hier die Gesprächsaufzeichnungen und Transkriptionen ein wirkungsvolles Mittel. Der Einsatz von Transkripten als Lehr- und Lernmittel in der Fortbildung, ihre gemeinsame Analyse mit den Teilnehmenden ist eine charakteristische Besonderheit diskursanalytischer Trainings. In den Transkripten erkennen die Aktanten ihre eigene kommunikative Praxis mit ihren Besonderheiten und Schwierigkeiten unmittelbar wieder. Ihre Präsentation führt auch schon ohne analytischen Zugriff zu Wiedererkennungs-Effekten und zeigt den Aktanten, dass sie in ihrer Praxis ernst genommen werden. Viele Teilnehmer/innen erleben so zum ersten Mal ihr eigenes Handeln aus einer distanzierten Außenperspektive und haben es dadurch leichter, sich reflektierend zu ihm zu verhalten.

Ihren didaktischen Wert verdanken die Transkripte dem Zeitlupeneffekt: Das sonst flüchtige kommunikative Geschehen wird im Detail sichtbar. Größere Einheiten werden rekonstruierbar, und verschiedene Gesprächsausschnitte lassen sich gegenüberstellen. Die Teilnehmer/innen können somit konkrete sprachlich-kommunikative Indizien etwa für die interaktive Wirkung bestimmter Äußerungen oder Strategien ermitteln und zugleich ihre spezifischen Aufgaben als professionelle Gesprächsbeteiligte erkennen. Die gelungenen Fälle liefern Hinweise auf brauchbare Lösungsstrategien, so dass letztlich die Aktanten selbst zeigen, wie kommunikative Aufgaben bewältigt werden können. Im Anschluss an solche Analysen und kritischen Reflexionen des eigenen Handelns folgen kommunikative Übungen, etwa in Form von Simulationen beruflicher Situationen.

Selbstverständlich können diese didaktischen Verfahren auch in der Schule eingesetzt werden. Denn leider nimmt die Schule die Aufgabe, die Interaktionskompetenz der jungen Generation systematisch zu fördern, bisher noch zu wenig wahr. Insbesondere auf die späteren beruflichen Aufgaben wird in den Sekundarstufen I und II nur ungenügend vorbereitet. Wir haben dazu vor kurzem eine ausführliche Unterrichtseinheit »Gesprächsanalyse und Gesprächsführung« vorgeschlagen (Becker-Mrotzek/ Brünner 1997).

## Wissenschaftspolitische Erfordernisse

Die Arbeitsweise der Angewandten Gesprächsforschung gibt nach unserer Überzeugung wichtige Impulse auch für neue, weiterführende linguistische Fragestellungen. Die Untersuchung empirischen Gesprächsmaterials aus gesellschaftlich relevanten Praxisfeldern ist eine Herausforderung, auf komplexe kommunikative Phänomene nicht mit Reduktionen des Forschungsgegenstandes zu reagieren, sondern differenzierte Methoden und Theorien zu entwickeln. Es ist deshalb erforderlich, dass Forschungsförderungseinrichtungen wie die DFG neben Grundlagenforschung stärker auch praxisorientierte Projekte fördern und dass die jeweiligen Gutachter/innen sich dafür aktiv engagieren.

Die Planung, Durchführung und Evaluation von Training und Beratung, die kommunikationsbezogene Aus- und Fortbildung und das Kommunikationsmanagement in Unternehmen können im Sinne einer aktiven Professionalisierung der Disziplin zu einem auch quantitativ bedeutsamen Berufsfeld für Linguistinnnen und Linguisten werden. Dafür sind die Kontakte zwischen Anbietern linguistischer Qualifikation (insbesondere also den Universitäten) und potentiellen Abnehmern im Beschäftigungssystem auszubauen. Denkbar sind hier Transferstellen, die die vorhandene Expertise und die Bedürfnisse der Abnehmer miteinander vermitteln.

Ein Desiderat ist die Didaktisierung der linguistischen Kategorien, Modellbildungen und Ergebnisse für Aus- und Fortbildungszwecke. Notwendig ist die Entwicklung solcher Begriffe und Benennungen für sprachlich-kommunikative Phänomene, die Alltagsbegriffen kritisch Rechnung tragen und dennoch analytisch scharf sind. Dies ist eine Aufgabe, die nicht von Einzelnen geleistet werden kann, sondern der gemeinsamen Anstrengung bedarf. Dazu gehört unbedingt auch die Kooperation mit der Praxis sowie mit anderen Disziplinen.

**Literatur**


Antos, Gerd (1989): Kontraproduktive Gespräche. Zur Diskrepanz zwischen Musterwissen und interaktioneller Durchführung. In: Weigand, Edda/ Franz Hundsnurscher (Hrsg.): Dialoganalyse. Referate der 2. Arbeitstagung Bochum 1988. Band II. Tübingen. S. 253-264.

Becker-Mrotzek, Michael/ Gisela Brünner (1997): Gesprächsanalyse und Gesprächsführung. In: RAAbits Deutsch/Sprache. Impulse und Materialien für die kreative Unterrichtsgestaltung. 13. Ergänzungslieferung. II/C.6. Heidelberg.

Becker-Mrotzek, Michael/ Gisela Brünner (1998): Diskursanalytische Fortbildungskonzepte. In: Brünner, Gisela/ Reinhard Fiehler / Walther Kindt (Hrsg.): Angewandte Diskursforschung: Kommunikation untersuchen und lehren. Opladen (im Druck).

Bliesener, Thomas/ Karl Köhle (1986): Die ärztliche Visite. Chance zum Gespräch. Opladen.

Brünner, Gisela (1992): Zum Verhältnis von Kommunikation und Arbeit in Wirtschaftsunternehmen. In: Spillner, Bernd (Hrsg.): Wirtschaft und Sprache. Kongreßbeiträge zur 22. Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik (GAL). Frankfurt/M. usw. S. 25 - 42.

Brünner, Gisela/ Reinhard Fiehler / Walter Kindt (Hrsg.) (1998): Angewandte Diskursforschung. Kommunikation untersuchen und lehren. Opladen (im Druck).

Ehlich, Konrad/ Jochen Rehbein (1986): Muster und Institution. Tübingen.

Fiehler, Reinhard/ Walther Kindt (1994): Reklamationsgespräche. Schulungsperspektiven auf der Basis von Ergebnissen diskursanalytischer Untersuchungen. In: Bartsch, Elmar (Hrsg.): Sprechen, Führen, Kooperieren in Betrieb und Verwaltung. München. S. 255 - 270.

Fiehler, Reinhard/ Wolfgang Sucharowski (Hrsg.) (1992): Kommunikationsberatung und Kommunikationstraining. Anwendungsfelder der Diskursforschung. Opladen.

IEA (International Association for the Evaluation of Educational Archievement) (1997): Third International Math and Science Study (TIMSS). Boston College, Chestnut Hill, MA, USA. (Internet: http://www.csteep.bc.edu/timss)

Kallmeyer, Werner (1988): Konversationsanalytische Beschreibung. In: Ammon, Ulrich/ Norbert Dittmar/ Klaus J. Mattheier (Hrsg.): Handbuch der Soziolinguistik. Berlin. (= HSK 3.2). S. 1095 - 1108.

Lalouschek, Johanna/ Florian Menz/ Ruth Wodak (1990): Alltag in der Ambulanz. Gespräche zwischen Ärzten, Schwestern und Patienten. Tübingen.

Spranz-Fogasy, Thomas (1992): Ärztliche Gesprächsführung - Inhalte und Erfahrungen gesprächsanalytisch fundierter Weiterbildung. In: Fiehler, Reinhard/ Wolfgang Sucharowski (Hrsg.): Kommunikationsberatung und Kommunikationstraining. Anwendungsfelder der Diskursforschung. Opladen. S. 68 - 78.

Walther, Sabine/ Christine Weinhold (1997): Die Übergabe. Ein Fachgespräch unter Pflegenden. Stuttgart.

**Anmerkungen**

[1] Dieser Beitrag erscheint in einer längeren Fassung unter dem Titel *Gesprächsforschung für die Praxis: Ziele, Methoden, Ergebnisse* in: Sprache, Sprachwissenschaft, Öffentlichkeit. Jahrbuch 1998 des Instituts für deutsche Spache.

[2] Die Redaktion hat den Gesprächsausschnitt, der ursprünglich in Partiturschreibweise dokumentiert wurde, in den Text eingearbeitet.

Gisela Brünner ist Professorin für Sprachwissenschaft an der Universität Dortmund.
Michael Becker-Mrotzek ist Hochschuldozent an der Universität Münster.

# Von »Aachenfahrt« bis »Pfaffenfürst«:

## Das Deutsche Rechtswörterbuch

*von Ingrid Lemberg*

## Die Konzeption

Der Untertitel des Deutschen Rechtswörterbuchs (DRW) lautet »Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache« - und verrät eigentlich nichts über die Dimensionen dieses Wörterbuchs. Natürlich findet man Artikel wie *Litiskontestation, Nullitätsklage, Obrigkeit* oder *Pacht*. Aber beim Blättern durch die einzelnen Bände stößt man auch auf sehr fremd anmutende Wörter wie *Mynegung*, *nextiganthichio, obmallare* oder *okenen*. Die Gründungsväter des DRW verstanden Ende des 19. Jahrhunderts. das Wort *deutsch* noch in dem Sinne, wie Jacob Grimm es in der Einleitung zu seinem Deutschen Wörterbuch definiert hatte: »dasz gleichwol die friesische, niederländische, altsächsische und angelsächsische noch der deutschen sprache in engerem sinn zufallen« (Einleitung zu DWB, Bd. 1, p. XIV). Dementsprechend umfasst das Korpus des DRW Quellen zum Frankolateinischen, Altenglischen, Altfriesischen, älteren Niederländischen sowie zu allen Varietäten des Hoch- und Niederdeutschen. Dieser sprachgermanistische Begriff *deutsch* deckt sich mit den Vorstellungen der Rechtsgeschichte des 19. Jhs. von einem sich kontinuierlich entwickelnden, westgermanisch-deutschen Recht und der damit einhergehenden Entwicklung einer westgermanisch-deutschen Rechtssprache. Und entsprechend weit gefächert ist auch das Textsortenspektrum des rund 8.000 Einheiten umfassenden Quellenkorpus. Die Rechtsbücher des Mittelalters wie der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel gehören ebenso dazu wie die germanischen Stammesrechte, die Chroniken, Weistums- und Urteilsammlungen, die Polizeiordnungen, Kirchenordnungen und Reichsgesetze sowie andere Textsorten, deren Rechtsbezug offen liegt. Daneben enthält das Korpus aber auch Reisebeschreibungen, Volkslieder, mittelalterliche Versepen wie Tristan, Predigten, Fastnachtspiele usw., also prinzipiell alle Texte, in denen ein rechtlich relevanter Wortgebrauch verzeichnet ist.

Die Fragestellungen der Rechtsgeschichte und auch der Rechtssprachgeschichte haben sich während der langen Bearbeitungszeit des DRW geändert, und mit ihnen auch die Intentionen des Wörterbuchs. Das zentrale Anliegen der Gründungsväter war es, in der Wortgeschichte die gemeinsamen Wurzeln eines deutschen Rechts mit dem germanischen Recht aufzuweisen und damit den juristischen Sprachgebrauch »aus dem Borne der älteren deutschen Rechtssprache wieder aufzufrischen«, so der Rechtswissenschaftler Heinrich Brunner 1893 in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung (= ZRG, Band 14, S. 165). Heute, gut einhundert Jahre später, ist es die Beschreibung der Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Rechtswortschatz im Sinne des historischen Kulturvergleichs.

## Die Anfänge des Wörterbuchs

1896 berief die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften eine Gründungskommission für das Wörterbuch. Dieser Kommission gehörten namhafte Rechtshistoriker wie Karl von Amira und Heinrich Brunner sowie der Sprachhistoriker Karl Weinhold an. Die Leitung übertrug man dem Heidelberger Rechtsgelehrten Richard Schröder. Die aus einer Stiftung bereitgestellten finanziellen Mittel des neu gegründeten Wörterbuchs waren sehr bescheiden, sie reichten kaum für die Reisekosten der Kommissionsmitglieder und die anfallenden Portogebühren. Hingegen war das Interesse an einer ehrenamtlichen Mitarbeit nach Bekanntwerden des Projekts, vor allem nach einem »Aufruf zur Mitarbeit an einem Wörterbuche der deutschen Rechtssprache«, umso größer. In Österreich, Belgien, der Schweiz und den Niederlanden bildeten sich Hilfskommissionen. Zahlreiche Rechtswissenschaftler, Germanisten und praktische Juristen leisteten die Exzerptionsarbeiten, die in Heidelberg von Richard Schröder koordiniert wurden. Bereits im ersten Jahrzehnt fanden auf diese Art und Weise rund 750.000 Belegzettel ihren Weg in das Heidelberger Archiv, 1932 waren es dann rund 1.209.000 Belegzettel, also etwas mehr als die Hälfte des gesamten, heute rund 2, 2 Mio. Zettel umfassenden Belegarchives. 250 Personen hatten sich bis zu diesem Zeitpunkt an der Quellenexzerption beteiligt. Die Abbildung der Belegzettel veranschaulicht, was dieses Verfahren vermuten lässt: die Qualität der Belegexzerpte steht in keinem Verhältnis zum Enthusiasmus der Exzerpierenden. Schwer entzifferbare Handschriften, knappe Belegschnitte oder Zettel ohne Eintrag, uneinheitliche Zitierweisen und teilweise phantasievolle Datierungen machen das Belegarchiv des DRW über weite Strecken zu einem reinen Fundstellenverzeichnis in Zettelform, das heute nur als Basis für die Belegbearbeitung zu den einzelnen Wörtern dient. Die Belegexzerption wurde bis in die Siebziger- jahre fortgesetzt. Der Auszug einer Seite aus dem Quellenverzeichnis der Forschungsstelle, das nach der Computerisierung des DRW und der Übertragung der Titelaufnahmen in die lexikographische Datenbank zur Archivalie geworden ist, spiegelt das sukzessive Anwachsen des Belegarchivs wider (Abb.1).

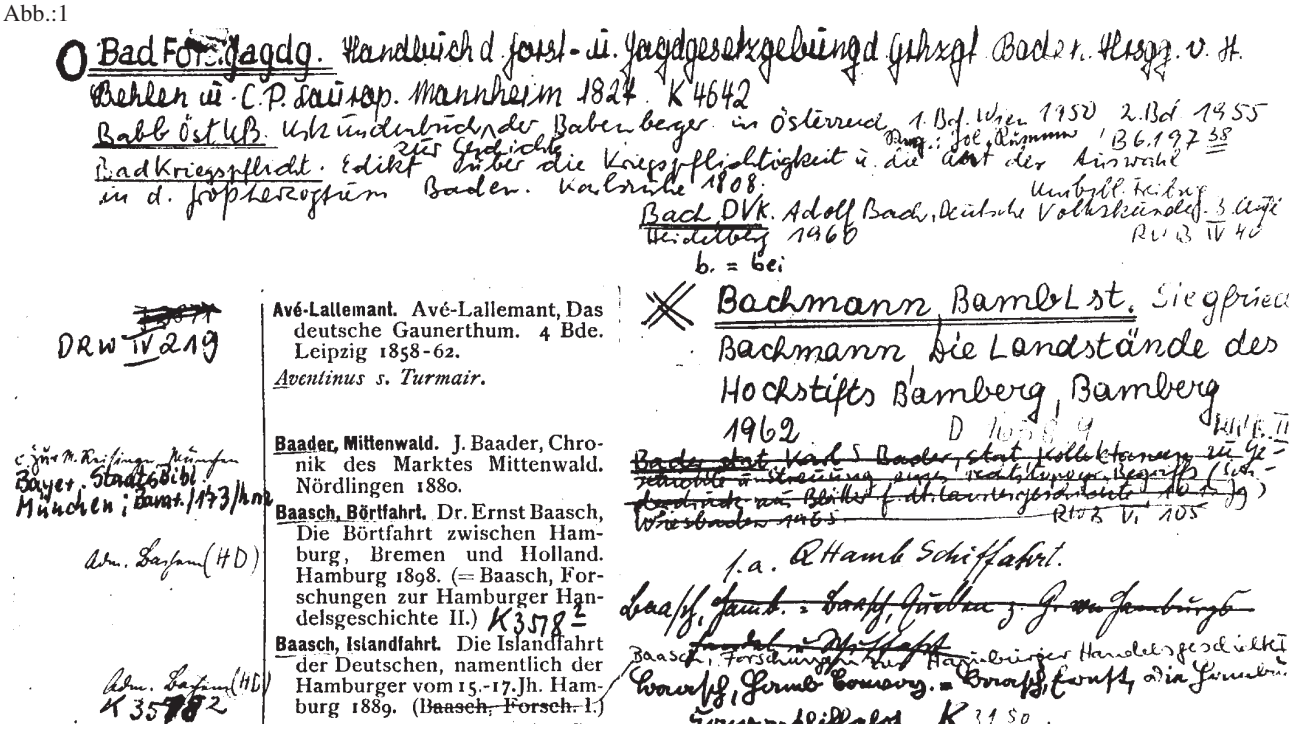
Das DRW hat eine wechselvolle Geschichte hinter sich. Sie ist in den Anfangsjahrzehnten geprägt von den beiden Weltkriegen und der dazwischen liegenden Inflationsära. Immer wieder drohte das Unternehmen zum Erliegen zu kommen. 1959 übernahm die Heidelberger Akademie der Wissenschaften das Forschungsunternehmen, die finanzielle Förderung lag noch bis 1976 in den Händen der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Seit dieser Zeit wird das Wörterbuch durch die Bund-Länder-Kommission finanziert.

## Der Wortschatz

Das DRW beschreibt die Praxis und den Alltag des Rechtslebens von den Anfängen der schriftlichen Überlieferung von Recht im 5. Jh. bis in das 19. Jh. hinein, wie sie sich im Wortschatz der Quellen manifestiert haben. Entsprechend vielseitig ist dieser Wortschatz. Zum einen zählen dazu zentrale Rechtswörter wie *Eid, Gesetz, Klage* oder *Brandstiftung, Mord* und *Notzucht*. Sie verschaffen den Benutzerinnen und Benutzern des Wörterbuchs einen ersten Eindruck über die Herkunft und die Entwicklung unserer heutigen Rechtsvorstellungen.

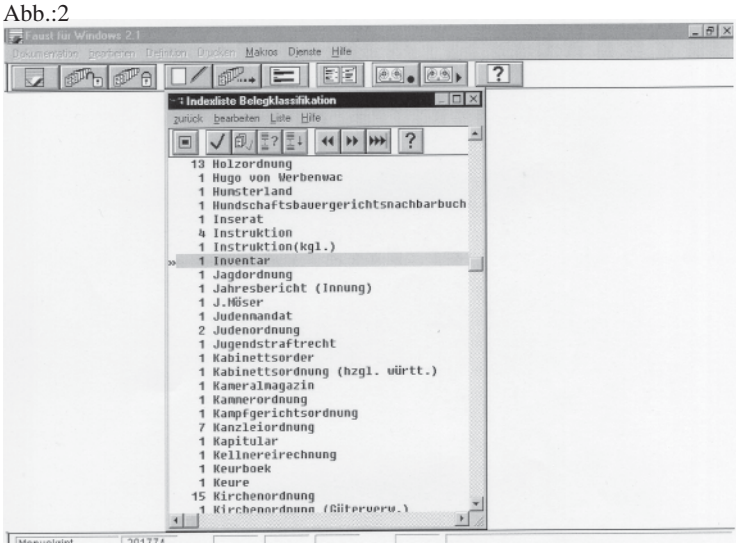
Der Artikel *Meineid* dokumentiert z.B. die ursprüngliche Verbindung von Recht und Religion, in der viele noch heute geltende Rechtsgedanken wurzeln. Die Erklärung zu *Meineid* lautet: »strafbare Handlung eines Falscheids vor Gericht oder einer anderen Institution sowie Bruch

Abb.:1



eines Gelöbnisses, mit dem ein besonderes Verhalten versprochen wird; da beim falschen Schwören durch die Anrufung Gottes die göttliche Ordnung verletzt wird, handelt es sich sowohl um ein geistliches wie weltliches Delikt mit der Zuständigkeit beider Gerichtszweige«. Der Meineidige wurde also einmal von den weltlichen Gerichten bestraft, und die Belegzitate zeigen, dass es sich dabei auch um so genannte Spiegelstrafen handelte, also um Körperstrafen, die in symbolischem Bezug zur Straftat stehen. Bei Meineid ist es das Abhacken des Schwurfingers, der Schwurhand oder das Ausreißen der Zunge, die den falschen Eid gesprochen hat. Darüber hinaus musste der Schuldige sich auch vor den geistlichen Gerichten verantworten, dort konnte er als Ketzer verurteilt und exkommuniziert werden. Ein Vergleich des ältesten und des jüngsten Belegs veranschaulichen sehr deutlich die allmähliche Säkularisierung dieses Rechtsinstituts.

Abb.:2




Der älteste Beleg datiert um 830 und stammt aus dem Tatian: *ni fúrsuueri thih, uuanta thú giltis gote thina meineida* (S. 30). Im jüngsten Belegzitat des Wörterbuchartikels ist nur noch ein rein säkularer Aspekt erkennbar: *findet sich der meineid ... characterisirt als unrecht gegen den richter, der zu einem ungerechten urtheil verleitet werde* (1827 StaatsbMag. VII 258).

Andere Artikel behandeln Rechtswörter, die heute in der Jurisprudenz weder als Bezeichnung noch als Sache mehr existieren und von deren ursprünglicher Relevanz im Rechtsleben wir häufig nur noch eine unklare Vorstellung haben. Ein solches Beispiel ist die *Morgengabe* als »ehebezogene Zuwendung zwischen Mann u.Frau, ... die je nach Rechtssystem in Funktion, Gegenstand und Übereignungsformen unterschiedlich sein kann«, wie man in der Erklärung zu *Morgengabe* (I) nachlesen kann. Überraschend mag es dabei für manchen sein, dass der Rechtsgedanke der Entgeltung für die Defloration, den man gemeinhin mit der *Morgengabe* verbindet, erst 1328 und damit rund achthundert Jahre nach seiner Erstbelegung in den Angelsächsischen Gesetzen (502/3 Liebermann,AgsG. 8) in der Salzburgischen Landesordnung zu finden ist. Er lautet: *wir ... chunden, daz nit anders ist morgengab, denn daz ein wirt seiner hausfrawen geit des ersten morgen pei dem pette, wen er pei ir gelegen* (SalzbLO. 1328 Art. 45).

Das Deutsche Rechtswörterbuch bringt aber nicht nur diese zentralen Rechtswörter, sondern jedes Wort, das rechtliche Bezüge aufweist. Und so stößt man z.B. auch auf Wörterbuchartikel wie *Kuß* oder *Mist*.

Die Erklärung zu *Kuß* lautet: »Bed. wie heute; im Rechtsleben vorkommend bei der Aufnahme in eine Gemeinschaft, zur Bekräftigung eines Rechtszustandes oder von Rechtshandlungen, als Zeichen der Ehrerbietung und Selbsterniedrigung«. Die Auswahl der Belegzitate erfolgt in allen Artikeln nach den Kriterien der diachronen, diatopischen und situativen Differenziertheit. Die folgenden drei Belegzitate spiegeln verschiedene situative Aspekte wider. Der Aspekt der Sühnegebärde wird im Belegzitat aus der Österreichischen Reimchronik deutlich: *swen man toetlich vintschaft in suone verrigelt, die bestaetigt man und versigelt ze jungist mit dem kus* (Anf. 14. Jh. ÖRChr. V. 17951). Lehnsrechtliche Aspekte zeigt das folgende Zitat: *im 12. und 13ten seculo haben bey dem magdeburgischen lehen-hofe die grafen von M. — die lehen folgender gestalt empfangen: der lehenherr reichete dem vasallo, so ihm mit ehrerbietung die recht hand gabe, mit umgefangten armen, kuß, fußtritt und backenstreich die belehnung* (1727 Lünig,CJFeud. III 721). Und heute nur noch schwer nachvollziehbare, privatrechtliche Aspekte des Kusses bringt das letzte Zitatbeispiel: *ob gleich ein kuß, den ein bräutigam seiner braut giebt, nach der rechtsgelehrten meinung keine heurat schließt, so hat doch der bräutigam durch das küssen angezeigt, daß die ehe-verbindung gewiß darauf erfolgen werde, und er daher der braut, zu deren bestätigung, den kuß als ein unterpfand gegeben* (1801 Krünitz,Enzykl. 57 S. 164).

In eine landwirtschaftlich-deftige Welt führt das nächste Beispiel. Die Erklärung zu *Mist* lautet: »mit Stroh oder Streu vermischter Kot, der als Dünger eine wichtige Rolle im bäuerlichen Wirtschaftsleben spielt; vor der Einbringung in den Boden gilt er als Fahrhabe, also als bewegliches Gut; im städtischen Leben ist er z.B. Gegenstand ordnungspolizeilicher Regelungen«. Und eine dieser ordnungspolizeilichen Regeln macht deutlich: *nimant sall machen mist ... noch uf der gasse lassen legen ubir achtage ane laube eins burgirmeisters* (1455 KahlaUB 93). Lebensnähe zeigt auch das folgende Zitat zu *Miste* in der Bedeutung ›Misthaufen, Dünger‹: [man] *soll die heimliche gemacher inwendig auf seiner misten ... dermaßen machen ... daß man die negste nachbarn damit nicht verstenke* (1558 Jülich-Berg /QNPrivatR.).

## Die Forschungsstelle

Das DRW wurde von Beginn an kontinuierlich in Heidelberg, dem Wohnsitz seines Leiters Richard Schröder,

bearbeitet. Die bescheidenen Anfänge der Arbeitsstelle schildert das folgende Zitat aus dem Arbeitsbericht Schröders von 1906: »Bis dahin [gemeint ist der Umzug der Universitätsbibliothek in ein neues Gebäude, I.L.] hatte sich das Archiv in einem unheizbaren und zu Arbeiten an Ort und Stelle selbst im Sommer kaum verwendbaren Raum [...] der alten Bibliothek befunden, während die Arbeiten auf einen zwei Stockwerke höher gelegenen, äußerst beschränkten Raum verwiesen werden mußten. Nunmehr haben wir in dem neuen, prächtigen Gebäude ein eigenes behagliches Zimmer mit Luftheizung und elektrischer Beleuchtung, in welchem sich neben dem Wörterbuch-Archiv und den erforderlichen Arbeitstischen auch eine für die ferneren Arbeiten ins Auge zu fassenden Handbibliothek der notwendigen Wörterbücher Unterkunft finden kann« (ZRG 27, 1906, 475). Nach mehreren Umzügen ist die Forschungsstelle heute im Gebäude der Heidelberger Akademie der Wissenschaften am Karlsplatz direkt unterhalb des Schlosses untergebracht. Sie verfügt über eine Dokumentationsstelle, besetzt mit der Diplom-Bibliothekarin Sibylle Petzold und über fünf wissenschaftliche Mitarbeiterstellen, besetzt mit Christina Kimmel, Ulrich Kronauer, Ingrid Lemberg, Eva Maria Lill und Ulrike Rühl. Die Leitung der Forschungsstelle hat seit 1973 Heino Speer.

## Die Computerisierung des DRW

Die Einführung des elektrischen Lichts und der Gebrauch von Hektographiertinte zur Mehrfachverwendung von Belegzetteln stehen an den »technologischen« Anfängen des Wörterbuchs. Heino Speer begann Mitte der Achtzigerjahre systematisch mit der Computerisierung. Terminalverbindungen zum Universitätsrechenzentrum, PC-Arbeitsplätze und schließlich die Arbeit innerhalb eines Netzwerkes in einer lexikographischen Datenbank kennzeichnen dabei die einzelnen Entwicklungsstationen. Zugleich wandelte sich auch der Anspruch an die EDV: Zu Beginn war es lediglich der Wunsch nach einer komfortableren Schreibmaschine – heute sind die methodischen und technischen Vorteile der Artikelproduktion in der Datenbank nicht mehr wegzudenken. In mehreren Dokumentationen der Datenbank werden die Wörterbuchmanuskripte erstellt, die Quellen und die Sekundärliteratur bibliographisch erfasst sowie die maschinenlesbaren Quellentexte und die elektronischen Faksimiles verwaltet. Referenzfelder innerhalb dieser Dokumentationen ermöglichen zum Beispiel die Verknüpfung von der Quellensigle eines Belegzitates zu der entsprechenden Titeldokumentation mit allen dort enthaltenen Zusatzinformationen zur Datierung, zu verwandten Quellen oder die Quelle kommentierende Sekundärliteratur. Soweit vorhanden, werden die Belegzitate mit den entsprechenden maschinenlesbaren Volltexten oder elektronischen Faksimiles verknüpft, was zu einer Beschleunigung aller redaktionellen Arbeitsgänge führt. Datenerhebungslücken werden im Wesentlichen durch den Zugriff auf den gesamten bisherigen objektsprachlichen Wortschatz in den Belegzitaten und die Indexierung sämtlicher Belegformen in den maschinenlesbaren Texten geschlossen. Zusätzliche Informationen sind durch verschiedene Indizes, z.B. zu Grundwörtern, Belegklassifikationen (Abb.2), Normalformen der einzelnen Sprachen und Varietäten von Einzelsprachen, sowie durch Recherchen zu phraseologischen Gebrauchsmustern und Rechtssprichwörtern abrufbar.

## Die Publikation des DRW

Die Übersicht über die Publikation der einzelnen Bände zeigt, dass die Computerisierung des DRW schon bei Band 8, intensiv dann bei der Bearbeitung des 9. Bandes gegriffen hat.

| | |
|---|---|
| Band 1: | **Aachenfahrt** - **Bergkasten** (1914-1932) |
| Band 2: | **Bergkaue** - **entschuldigen** (1932-1935) |
| Band 3: | **entschuldigen** - **Geleitleute** (1935-1938) |
| Band 4: | **geleitlich** - **Handangelobung** (1939 - 1951) |
| Band 5: | **Handanlegen** - **Hufenweizen** (1953-1960) |
| Band 6: | **Hufenwirt** - **Kanzelzehnt** (1961-1972) |
| Band 7: | **Kanzlei** - **Krönung** (1974-1983) |
| Band 8: | **Krönungsakt** - **Mahlgenosse** (1984-1991) |
| Band 9: | **Mahlgericht** - **Notrust** (1992-1996) |
| Band 10, Heft 1/2: | **Notsache** - **opferbar** (1997) |
| Band 10, Heft 3/4: | **opferbar** - **Pfaffenfürst** (1998) |

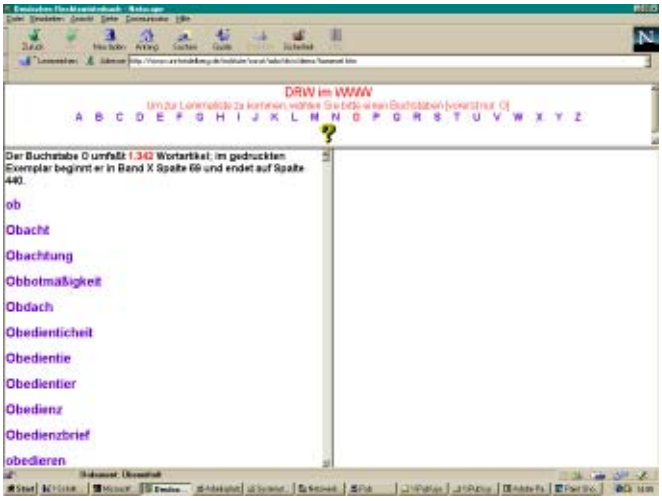
Übersicht der bisher erschienenen Bände des DRW

Jeder Wörterbuchband umfasst 10 Hefte zu je 160 Spalten. Mit dem Erscheinen des Doppelheftes 3/4 des zehnten Bandes liegen für die gesamte Wortstrecke 77.816 Wörterbuchartikel auf 15.040 Druckspalten vor. 16 Bände sind insgesamt geplant, bei einem Publikationsrhythmus von 5 Jahren pro Band ist eine Fertigstellung des Gesamtwerkes um das Jahr 2030 zu erwarten. Es wird dann in 16 Bänden auf 25.600 Druckspalten rund 120.000 Wörterbuchartikel enthalten.

## DRW online

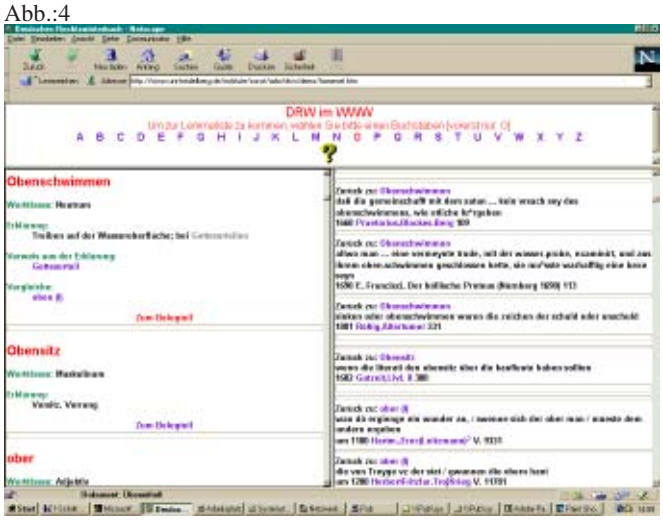
Neben der kontinuierlichen Weiterbearbeitung der noch ausstehenden Artikelstrecken und ihrer Publikation in Buchform sollen die nicht maschinenlesbar vorliegenden Bände des DRW retrospektiv digitalisiert werden, um die gesamte bislang vorliegende Wortstrecke auch

Abb.:3



im WWW zu publizieren. Seit September 1998 ist die Buchstabenstrecke zu *O* unter der Homepage des DRW abrufbar (http://www.uni-heidelberg.de/institute/sonst/adw/drw). Diese Version beruht auf dem Export der entsprechenden Daten aus der lexikographischen Datenbank des DRW und ihrer makrobasierten Konvertierung in HTML-Dateien (Abb.3 und 4). Hypertextualisierung der

Abb.:4




Verweise und der Belegteile sowie die ungekürzten Belegteile der einzelnen Wörterbuchartikel sind die zentralen Bestandteile dieser Grundversion. Der Zugriff erfolgt in dieser Fassung allerdings nur über die Lemmaliste. Recherchemöglichkeiten über die Indizes der lexikographischen Datenbank, Hypertextualisierung von Abbildungen, extratextuelle Links z.B. auf rechtshistorische Bilddatenbanken sowie Zugriffe auf maschinenlesbare Texte und elektronische Faksimiles sind für die weitere Entwicklung geplant.

**Literatur**


Kimmel, Christina (1997): Auge, Mund, Nase und Ohr im Recht. Ausgewählte Beispiele aus dem Corpus des Deutschen Rechtswörterbuchs. In: Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde 17, 1997, S. 101 - 114.

Lemberg, Ingrid (1996): Die Entstehung des Deutschen Rechtswörterbuchs. In: Lexicographica. Internationales Jahrbuch für Lexikographie 12, 1996, S. 105 - 124.

Lemberg, Ingrid / Sybille Petzold/ Heino Speer (1998): Der Weg des Deutschen Rechtswörterbuchs in das Internet. In: Wiegand, Herbert Ernst (1998) (Hrsg.): Wörterbücher in der Diskussion (III). Vorträge aus dem Heidelberger Lexikographischen Kolloquium. Tübingen 1998, S. 262 - 284.

Speer, Heino (1994): DRW to FAUST. Ein Wörterbuch zwischen Tradition und Fortschritt. In: Lexicographica. Internationales Jahrbuch für Lexikographie 10, 1994, S. 171 - 213.



Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin des Deutschen Rechtswörterbuches an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.


**PRESSEMELDUNG**

## Deutscher Wortschatz im Internet
## Neues Forschungsprogramm für die deutsche Sprache

Das Institut für deutsche Sprache (IDS) in Mannheim, die zentrale Einrichtung zur Erforschung der deutschen Sprache in ihrem gegenwärtigen Gebrauch und in ihrer jüngeren Geschichte, hat ein neues Forschungsprogramm.

Kürzlich wurde der wissenschaftliche Arbeitsplan des IDS für die kommenden fünf Jahre vom Stiftungsrat, dem Aufsichtsgremium des Instituts, genehmigt. Neben einer Reihe kleinerer Vorhaben, die teilweise schon bearbeitet werden, sieht der Plan drei große Forschungsprojekte vor:

Das Forschungsprojekt LEKSIS hat ein computergespeichertes umfassendes Informationssystem zum deutschen Wortschatz zum Ziel. Es soll mittelfristig neben die vorhandenen großen Wörterbücher treten, diese ergänzen und teilweise auch ersetzen. D.h. es ist vorgesehen, alle Wörter der deutschen Gegenwartssprache mit Erläuterungen im Internet abrufbar zu machen.

Das Forschungsvorhaben GRAMMIS zielt ebenfalls auf ein rechnergestütztes Informationssystem. Fragen zur deutschen Grammatik sollen durch multimediale Hypertexte technisch wie sachlich für Sprachwissenschaftler und Laien gleichermassen leicht zugänglich gemacht werden.

Im Projekt Soziostilistik ist beabsichtigt, eine breit angelegte Untersuchung des konkreten Sprachgebrauchs in Deutschland durchzuführen. Erforscht werden sollen sprachliche Selbstdefinitionen und Fremdwahrnehmungen, das Gesprächsverhalten von Eliten und »kleinen Leuten«, Standard- und Dialektsprechern, Jungen und Alten, Einheimischen und Zugewanderten; analysiert werden sollen auch Aspekte privater und öffentlicher Kommunikation.

Das Mannheimer Institut, das in der öffentlichen Diskussion der letzten Zeit vor allem im Zusammenhang mit der Rechtschreibreform wahrgenommen worden ist, zeigt mit seinen größeren Forschungsvorhaben auch, dass es an der deutschen Sprache andere, z.T. wichtigere Aspekte zu untersuchen und zu beschreiben gibt als die meist erheblich überschätzte Rechtschreibung.

(red.)

# »What you mark is what you get«

## Vertreter/innen der Lexikographie und Informatik treffen sich auf Heidelberger Symposium zur computergestützten Lexikographie

*von Christiane Schlaps*

Vom 23. bis 25. September 1998 fand in den Räumen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften ein von der Akademie (Ingrid Lemberg), dem Institut für deutsche Sprache (Angelika Storrer) und der Gesellschaft für linguistische Datenverarbeitung (Bernhard Schröder) veranstaltetes Symposium unter dem Titel »Computergestützte Produktion und Publikation von Wörterbüchern« statt. Erklärtes Ziel der drei Organisierenden war es, die gesamte Bandbreite der am Thema Interessierten – von Vertreter/inn/en der traditionell philologisch arbeitenden Sprachwissenschaft/Lexikographie bis zu technisch orientierten Informatikerinnen und Informatikern (bzw. Werkzeugentwicklerinnen und Werkzeugentwicklern) im interdisziplinären Erfahrungsaustausch zusammenzuführen. Das dicht gedrängte Programm umfasste 15 Vorträge und zwei Nachmittagsforen mit insgesamt 20 Kurzreferaten; ich kann im Folgenden aus Gründen des Umfangs nur einige Beiträge herausgreifen.

Das Rahmenthema des ersten Veranstaltungstages lautete »Werkzeuge für die computergestützte Produktion und Publikation von Wörterbüchern«. Nach der Begrüßung der Teilnehmenden durch den Sekretär der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Friedrich Vogel, den ersten Vorsitzenden der Gesellschaft für linguistische Datenverarbeitung, Roland Hausser, sowie den Direktor des Instituts für deutsche Sprache, Gerhard Stickel, wurden in zwei Blöcken des wissenschaftlichen Programms Grundlagen zum einen über Einsatzmöglichkeiten verschiedener Markup-Systeme (Möhr; Binding) und zum anderen über die Rolle von Datenbanken bei der EDV-gestützten Lexikographie (Büchel; Schröder) vermittelt, während Carl-Martin Bunz am Beispiel des digitalen Thesaurus Indogermanischer Text- und Sprachmaterialien (TITUS) die Verwaltung von Sprachdaten auf der Grundlage von Unicode, dem »ASCII des nächsten Jahrhunderts«, demonstrierte.

Im Forum »Werkzeuge« präsentierten die einzelnen Entwickler ihre Produkte in Kurzvorstellungen und individuellen Vorführungen. Zu besichtigen waren das elektronische Redaktionssystem des Duden Verlages, die »Dictionary Workbench« von EP Electronic Publishing Partner GmbH, »SigmaLink« von STEP GmbH, »TEXCEL« von Activ Publishing sowie der »WordCruncher für Windows« und das unter Linux laufende XKWIC.

Wissenschaftliches Tagungsprogramm:

*Wiebke Möhr (Darmstadt):* »SGML/HTML/XML: Konzepte und ihr Nutzen für die Lexikographie«
*Angelika Binding (Activ Publishing, Mannheim)*: »SGML-basierte Redaktionssysteme«
*Gregor Büchel (Köln)*: »Datenbanksysteme zur Verwaltung lexikographischer Daten«
*Bernhard Schröder (Bonn)*: »Wörterbücher und lexikalische Datenbanken in SGML«
*Carl-Martin Bunz (Saarbrücken)*: »Verwaltung von Sprachdaten auf der Grundlage von Unicode«
*Forum* »Werkzeuge«

*Angelika Storrer (Mannheim)*: »Hypermedia in der Lexikographie«
*Annette Klosa (Duden Mannheim)*: »Qualitätskriterien der CD-ROM-Publikation von Wörterbüchern«
*Matthias Kammerer (Heidelberg)*: »Ein Blick zurück: Erfahrungen mit dem Scannen und Parsen des Deutschen Rechtswörterbuches«
*Eric Dauphin (Untermain GmbH)*: »Abrechnungsmöglichkeiten im WWW«
*Forum* »Projekte«
*Yvonne Kleinke (Berlin)*: »Urheberrecht im Internet: Aktuelle Rechtslage und Perspektiven«

*Lothar Lemnitzer (Zeres GmbH)*: »Dem Wörterbuchbenutzer über die Schulter geschaut«
*Angelika Storrer (Mannheim)*: »Sprachtechnologie für die Lexikographie«
*Jakob Fix (Oxford)*: »Das Oxford Text Archiv«
*Sven Dummer/Michael Schläfer (Göttingen)*: »Der Göttinger Akademie-Thesaurus«
*Ingrid Lemberg (Heidelberg)*: »Wörterbücher und lexikographische Informationsmodelle der Zukunft«
*Podiumsdiskussion*

Dem Rahmenthema des zweiten Veranstaltungstages »Elektronische Wörterbücher – Chancen und Probleme« näherte sich Angelika Storrer im theoretischen Überblick, indem sie die Mehrwerteigenschaften von hypermedialen, also Hypertext- und Multimedia-Elemente integrierenden, Wörterbüchern gegenüber herkömmlichen Printwörterbüchern aufzeigte. So erlaubt die nichtlineare Organisation von Hypertext-Dokumenten einen flexiblen problembezogenen Zugriff auf die gesuchten Informationseinheiten mithilfe von Hyperlinks, die Interaktivität des Systems ermöglicht die Anpassung der Wörterbücher an die jeweiligen Bedürfnisse der Benutzer/innen, und die

erhöhte Geschwindigkeit des Datenaustausches verbessert die Projektkooperation. Als Chancen multimedialer Wörterbücher nannte die Referentin u.a. attraktivere Verpackungen, die Erweiterung der Ausdrucksmöglichkeiten bei der lexikographischen Beschreibung etwa durch vertonte Ausspracheangaben oder Videofrequenzen bei der Bedeutungserläuterung im Bereich der Nennlexik, die Einbindung elektronischer Faksimiles v.a. in der historischen Lexikographie; denkbar wäre auch ein hypermediales Lexikon für Gebärdensprache.

Annette Klosa von der Duden-Redaktion Mannheim diskutierte in ihrem Praxisbericht aus der Verlagslexikographie die Qualitätskriterien der CD-ROM- Publikation von Wörterbüchern. Die Standards seien insgesamt »diffus«, berichtete die Referentin, es seien außer lexikographisch-wissenschaftlichen Kriterien auch technische zu berücksichtigen, d.h. nicht nur die Qualität des dargebotenen Datenmaterials spielt eine Rolle, sondern beispielsweise auch die benötigte Speicherkapazität für ein elektronisches Wörterbuch oder die Angebote von Suchmöglichkeiten, etwa die Volltextsuche oder die schreibtolerante Suche. Als Zukunftsmöglichkeiten von CD-ROM-Wörterbüchern nannte Klosa die ständige Aktualisierung des Datenbestandes, die Erweiterbarkeit um den eigenen Wortschatz der Benutzer/innen, die Verknüpfbarkeit mit Textverarbeitungssoftware, die parallele Durchsuchbarkeit mehrerer Wörterbücher sowie die phonetische Auffindbarkeit; diese Angebote seien allerdings momentan noch zu teuer und letztlich habe der Käufer oder die Käuferin unabhängig von der Qualität der Wörterbücher bestimmte Preisvorstellungen. Klosa betonte außerdem die wachsenden Ansprüche sowohl an die technischen als auch an die didaktischen Fähigkeiten von Lexikographinnen und Lexikographen in der aktuellen Umbruchphase elektronischen Publizierens. Ihr Fazit: Ein gutes CD-ROM-Wörterbuch solle lexikographisch solide erarbeitet sein und technisch einwandfrei funktionieren, dabei aber auch die speziellen Hypertextmöglichkeiten des neuen Mediums berücksichtigen, sodass in der Praxis eine neue Art der Zusammenarbeit von Lexikographinnen und Lexikographen einerseits mit Programmierinnen und Programmierern sowie Designerinnen und Designern andererseits gefordert ist.

Der Nachmittag des zweiten Veranstaltungstages war dem Forum »Projekte« gewidmet. Je nachdem, ob solche (Groß)projekte auch in der Materialexzerption von Anfang an in EDV konzipiert waren oder nachträglich Material digitalisiert werden musste, wurden verschiedene Aspekte angesprochen.

Das Großherzogliche Palais am Karlsplatz in Heidelberg (Sitz der Akademie der Wissenschaften)
Foto: mit freundlicher Genehmigung der Akademie

So erklärten etwa Jörg Asmussen von der Gesellschaft für dänische Sprache und Literatur (Kopenhagen) bei der Vorstellung des Danske Ordbog (Wörterbuch der dänischen Sprache) und Karlheinz Mörth von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Wien) in Bezug auf das dort entstehende FACKELLEX – Wörterbuch der Fackel, dass die jeweiligen festen Zeit- und Finanzvorgaben dazu geführt hätten, diese Werke direkt digital zu entwerfen.

Ute Recker (Trier) betonte bei ihrer Charakterisierung der – von Anfang an EDV-gestützten – Arbeit am neuen Mittelhochdeutschen Wörterbuch, das Belegarchiv beruhe auf maschinenlesbaren Quellentexten, bestehe dabei aber nicht aus elektronischen Zettelkästen, sondern werde während des Schreibens aus den Texten selbst gezogen.

Zur Digitalisierung des Deutschen Rechtswörterbuchs erklärte Eva-Maria Lill (Heidelberg), die handschriftlichen Belegexzerpte seien inzwischen ergänzt durch eine Datenbank mit dem Material der gedruckten Bände zu K-P. Die Online-Bearbeitung mit FAUST erlaubt u.a. das Aufrufen des (z.T. nachträglich maschinenlesbar gemachten) Materials zu diesen Buchstaben sowie neue elektronische Texteditionen, außerdem die bequemere Vernetzung von Daten per Hypertext und Referenztechnik.

Eine retrospektive Digitalisierung von Material werde auch beim Goethe-Wörterbuch notwendig, so Rüdiger Welter von der Tübinger Arbeitsstelle des Wörterbuchs und Thomas Gloning vom Institut für deutsche Sprache der Universität Gießen. Geplante Möglichkeiten einer elektronischen Version umfassen u.a. die Auswertung und Anreicherung des Materials, z.B. durch die Aktualisierung von Synonymen, die Vernetzung mit anderen zeitgenössischen Wörterbüchern, Fachwörterbüchern, Kommentaren, Monographien usw. Die Wortschatzerschließung der Internetversion soll mithilfe der Auszeichnung in SGML erfolgen, im Bewusstsein, dass die Suchmöglichkeiten, wie im Verlauf der Tagung noch öfter betont wurde, von der Qualität der elektronischen Markierung abhängen. Immer wieder ist also die intensive Zusammenarbeit von Lexikographie und Informatik gefordert »what you mark is what you get«!

Im Abendprogramm des zweiten Veranstaltungstages luden die Verlage J. B. Metzler und Hermann Böhlaus Nachfolger Weimar in der eindrucksvollen Beletage der Heidelberger Akademie zur Präsentation des Nachdrucks von Band 1 bis 9 des Deutschen Rechtswörterbuches, von dem vor dem anschließendem Empfang auch die

soeben erschienenen Hefte 3 und 4 des 10. Bandes vorgestellt wurden.

Der letzte Tag des Symposiums stand unter dem Rahmenthema »Zukunftsperspektiven der Lexikographie«.

Lothar Lemnitzers Erfahrungsbericht aus dem Bereich der Marktforschung kommerzieller Wörterbuchanbieter, die ihre CD-ROM-Produkte verbessern wollen, brachte das allgemein mit überraschter Heiterkeit aufgenommene Ergebnis, dass die Benutzer/innen elektronischer Wörterbücher »offenbar sehr frustrationsfähig« seien, denn sie suchten meist auch nach erfolgten Fehlermeldungen noch tapfer weiter. Lemnitzer erläuterte, wie die im Internet automatisch erstellten Hintergrundprotokolle für die Ermittlung von Benutzer-Bedürfnissen genutzt werden können. Aufgrund der Analyse von häufig auftretenden Fehlermeldungen lassen sich als Hauptverbesserungsmöglichkeiten etwa nennen: bei fehlendem Suchwort die Schließung von lexikographischen Lücken, bei der Auswahl eines falschen Wortes, eines Phrasems oder bei Fehlschreibungen die Verbesserung der Benutzeroberfläche, beispielsweise durch erweiterte Suchfunktionen und stärkere Datenstrukturierung.

Ein Beispiel für die elektronische Corpusaufbereitung präsentierten Sven Dummer und Michael Schlaefer von der Arbeitsstelle des Deutschen Wörterbuches in Göttingen mit dem »Göttinger Akademie-Thesaurus«. Für die Neubearbeitung der Strecke A-F des DWB wurden in einem Pilotprojekt zunächst 50 Texte digitalisiert, d. h. es entstand ein virtuelles Belegarchiv, das nun ausgebaut wird. Der GATh ermöglicht in seinem momentanen Prototyp des Suchsystems die automatische Auswahl von Texten nach bestimmten Kriterien, die Auswahl der Zeichenfolge und des Kontextumfangs. Die Referenten konstatierten einige der Probleme bei der Digitalisierung ihrer Texte: So sei ein halbautomatisches oder manuelles Tagging selbst bei einem so kleinen Corpus viel zu aufwändig, die Generierung von Varianten (z. B. durch Flexionsmodule) gestalte sich schwierig und die Suchfunktion scheitere oft an der uneinheitlichen Orthographie historischen Materials.

Im letzten Vortrag der Veranstaltung zog Ingrid Lemberg (Heidelberg) zugleich ein Resümee, in dem sie die Zukunftsperspektiven bei der Digitalisierung von (wissenschaftlichen) Wörterbüchern nochmals zusammenfassend aufzeigte. Sie behandelte zum einen die neuen Informations- und Nutzungsmöglichkeiten von Online-Wörterbüchern, beispielsweise im systematischen Zugriff außerhalb eines – meist auf sich warten lassenden – gedruckten Registers nicht nur alphabetisch, sondern auch im Hinblick auf onomasiologische oder sachliche Fragestellungen, und erläuterte zum anderen die Qualitätssteigerung bei der lexikographischen Arbeit etwa während der Artikelabfassung, wenn ein automatischer Vergleich mit entsprechenden älteren Artikeln durchgeführt werden und so Vagheit und Inhomogenität vorgebeugt werden kann. Als Konsequenzen der Produktion und Veröffentlichung von digitalen Wörterbüchern im Internet nannte die Referentin u.a. Vorteile bei der Logistik, d.h. der (ggf. weltweiten) Vernetzung von Arbeitsstellen und die Verbesserung des Kontakts zwischen Lexikograph/in und Benutzer/in. Ergänzungen und Korrekturen könnten direkt über Online-Korrespondenz eingebracht werden, sodass ein solches Wörterbuch sich vom reinen Nachschlagewerk zu einem wirklichen interaktiven Forschungsinstrument weiterentwickeln würde.

Das Symposium wurde am Nachmittag des dritten Tages mit einer Podiumsdiskussion beschlossen, auf der unter Leitung von Ingrid Lemberg Kurt Gärtner von der Universität Trier, Ulrike Haß-Zumkehr vom IDS, Roland Hausser von der Abteilung Computerlinguistik der Universität Erlangen, Annette Klosa vom Duden-Verlag und Herbert Ernst Wiegand vom Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg ihre Vorstellungen zum Thema »Die Zukunft der Wörterbücher – Wörterbücher der Zukunft« verdeutlichten und mit dem Plenum über die Punkte »Zukunft der Printwörterbücher«, »Computer als Werkzeug«, »Computer als Medium« sowie »Mediale Revolution« sprachen.

Bernhard Schröder betonte, wir befänden uns momentan »bestenfalls im Mittelalter der elektronischen Datenverarbeitung«, während Kurt Gärtner darauf hinwies, dass in den angelsächsischen Ländern der Eintritt in die digitale Neuzeit bereits vollzogen sei. Zum Abschluss der Tagung bleibt sicherlich bei allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern die Neugier auf die weitere technische Entwicklung. Deutlich dokumentiert hatten die Beiträge des Symposiums jedenfalls, daß das Zukunftbild des Lexikographen/der Lexikographin momentan vielfältigen Veränderungen unterworfen ist.

Der lebhafte Austausch unter den Teilnehmenden bis in die Veranstaltungspausen hinein kann als Indiz für den Erfolg der Veranstaltung gerade auch im Hinblick auf die Überwindung der – v. a. zu Beginn – unleugbar vorhandenen Sprach- (und Sach-)Barrieren zwischen den verschiedenen Gruppen gelten. Es ist zu hoffen, dass Folgeveranstaltungen diese interdisziplinäre Kommunikation weiter ausbauen werden.

Informationen zu dem Symposium können im Internet unter http://www.ids-mannheim.de/grammis/sympo.html abgerufen werden. Die drei Veranstaltenden planen für das Jahr 2000 eine Publikation zum Thema.

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg.

# Sprache und neue Medien

## 35. Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache
## 16.-18. März 1999

Sprache und Kommunikationsformen werden von der Entwicklung neuer Kommunikationsmedien ebenso beeinflusst wie Arbeitsformen und Denkstrukturen. Nach dem ersten großen Medienwandel durch die Einführung der Schrift findet gegenwärtig eine weitere tiefgreifende Veränderung durch die Einführung elektronischer Medien statt. Ihre Auswirkungen sind bei weitem noch nicht so überschaubar wie die sprachlich-kommunikative Aneignung und Nutzung technischer Medien wie Telefon, Rundfunk und Fernsehen, Tonband- und Videotechnik.

Die Thematik soll sowohl in allgemeiner medientheoretischer, medientypologischer und kommunikationstheoretischer Hinsicht verfolgt werden als auch in den konkreten Auswirkungen von Computertechnik und Internet auf Sprache und Kommunikationsformen. Besondere Aufmerksamkeit soll auch der Einsatz von neuen Medien als Arbeitsinstrument der Linguistik finden.

Das Programm sieht vier Themenblöcke vor:

1. Mediengeschichte und Medientheorie
   Stichwörter für diesen Bereich sind: Technikgeschichte, Geschichte der Technisierung der Kommunikation und die sprachliche Aneignung neuer Technik; Medientypologie, Medien und Denkstrukturen; kommunikationstheoretische Grundlagen der aktuellen Mediendebatte.

2. Wandel von Sprache und Kommunikationsformen im Gebrauch neuer Medien
   Die vorgesehenen Beiträge beschäftigen sich schwerpunktmäßig mit Arbeitsformen wie Textgestaltung in Hypertextsystemen, Informationsaustausch und Diskussion in Internet-Gruppen, Interaktionssteuerung in computervermittelten Arbeitsgruppen, Videokonferenzen. Ein Interesse ist dabei auch die sprachliche Aneignung im Umgang mit den neuen technischen Möglichkeiten, d.h. das Sprechen über die neuen Medien.

3. Neue Medien als Arbeitsinstrument der Linguistik
   Der Themenblock beschäftigt sich mit Möglichkeiten und Zwängen des Einsatzes neuer Medien in der linguistischen Arbeit von der Datenaufnahme bis zur Ergebnispräsentation. Vorgesehen sind ein allgemeiner Aufriss unter Berücksichtigung unterschiedlicher Teildisziplinen und eine Reihe von Demonstrationen neuerer Systementwicklungen zur Korpustechnologie, zur Computerunterstützung lexikographischer und grammatischer Arbeit und zur Analyse gesprochener Sprache.

4. Entwicklungstendenzen
   Abschließend wird der Versuch unternommen, aus der Sicht von Linguistik, Informatik, Computerlinguistik und Sprachindustrie gegenwärtige Systementwicklungen in einen übergreifenden Entwicklungsprozess einzuordnen.

Anmeldung:
Institut für deutsche Sprache
– Jahrestagung 1999 –
Postfach 10 16 21
D-68016 Mannheim

**Sprache und neue Medien**

35. Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache
16. - 18. März 1999

Tagungsort:
Bürgersaal
Stadthaus Mannheim
N1, am Paradeplatz

Anmeldung:
Institut für deutsche Sprache
- Jahrestagung 1999 -
Postfach 10 16 21
68016 Mannheim

**Programm (Stand 03. 12. 98)**

**Dienstag 16. 3. 1999**

9.00 Eröffnung: Gerhard Stickel (IDS)

9.15 Verleihung des Hugo-Moser-Preises durch Heinrich Löffler (Universität Basel)

9.30 Ludwig Jäger (TU Aachen): Das Problem der Sprachzeichenmedialität als Grundlagenproblem der Medientheorie

10.30 Pause

11.00 Sybille Krämer (Freie Universität Berlin): Medien, Kognition, Kommunikation. Überlegungen zu ihrem Zusammenhang

12.00 Karlheinz Jakob (TU Dresden): Sprachliche Aneignung neuer Medien im 19. Jahrhundert

13.00 Mittagspause

14.30 Werner Holly/Stephan Habscheid (TU Chemnitz): Sprachliche Aneignung von Computermedien

15.15 Wilfried Schütte (IDS): Sprache und Kommunikationsformen in Newsgroups und Mailinglisten

16.00 Pause

16.30 Margret Wintermantel (Universität Saarbrükken): Interaktionssteuerung in computervermittelten Gruppen

19.00 Begrüßungsabend im IDS

**Mittwoch 17. 3. 1999**

9.00 Jörg Bergmann/Michaela Goll/Christoph Meier (Universität Giessen): Videokonferenz als Kommunikationsform

9.45 Angelika Storrer (IDS): Text und Hypertext

10.30 Pause

11.00 Svend F. Sager (Universität Hamburg): Medialität und Textualität von Hypermedia

12.00 Mittagspause

13.30 Ulrich Schmitz (Universität Essen): Neue Medien als Arbeitsinstrument der Linguistik

14.30 Praktische Demonstrationen

**Donnerstag 18. 3. 1999**

9.00 Peter Bosch (IBM Heidelberg): »Textmining« als Ansatz gegen Informationsüberfluss

10.00 Hans Uszkoreit (Universität Saarbrücken): Sprache bei der Strukturierung von computerisiertem Wissen

11.00 Pause

11.30 Rüdiger Weingarten (Universität Osnabrück): Stellenwert und Funktion der deutschen Sprache im Internet

12.30 Reinhard Fiehler / Werner Kallmeyer (IDS): Pläne des IDS zum Thema »Sprache und Kommunikationsformen in neuen Medien«


**lesen schreiben rechnen**

**Znjrtzi xycåqo q ßüpxcbi**

Sie können diesen Text nicht lesen? Da geht es Ihnen wie vielen Kindern auf der Welt: sie können nicht lesen und schreiben, weil sie arbeiten müssen oder die Schule zu weit weg ist. Sie können nicht unterschreiben, keine Preise vergleichen oder Fahrpläne lesen.

Diesen Mädchen und Jungen hilft terre des hommes. Auch dann, wenn sie kein Geld für Bücher haben oder tagsüber arbeiten müssen. Gemeinsam mit einheimischen Selbsthilfegruppen setzt sich terre des hommes dafür ein, daß Kinder lernen können. Bitte unterstützen Sie diese Projekte.

Informationen senden wir Ihnen gerne kostenlos zu. Schicken oder faxen Sie uns einfach diese Anzeige mit Ihrer Anschrift.

terre des hommes Bundesrepublik Deutschland e.V. Hilfe für Kinder in Not

Ruppenkampstr. 11a Postfach 41 26 49 031 Osnabrück Fax 05 41/70 72 33

Spendenkonto 700 Osnabrücker Volksbank eG BLZ 265 900 25

terre des hommes

11 253 sec 97 A

# COMIC-BÜCHER

Franke, K.: ADLER HABEN KEINE AHNUNG VON ENTEN. Therapie-Comics. DM 29,80, 84 S., Mannheim 1996, ID Agentur. ISBN 3-00-001033-5

Humor aus dem Bereich

**Linguistik, Pädagogik, Psychologie und vielen weiteren Therapie-Formen.**

Katrina Franke erzählt und zeichnet Geschichten über Aufmerksamkeit, Lob, Motivation, Qualitätsmanagement, Tips, Krisen, Spannung im Privaten und Entspannung beim Atmen... Zwei Bücher für therapeutisch/ pädagogisch Interessierte und Menschen, die um die Schwierigkeit der Kommunikation wissen und gelegentlich gerne darüber schmunzeln.

**„...Ein empfehlenswertes Buch für Mußestunden." (Stimme Sprache Gehör)**

Franke, K.: ACH SO. Therapie-Comic Geschichten. DM 29,80, 84 S., Mannheim 1998, ID Agentur. ISBN 3-00-002437-9

BESTELL COUPON

☐ Ja, schicken Sie mir gegen Rechnung:

..... Ex. ☐ **Ach so.** Therapie-Comic-Geschichten, DM 29,80 zuzügl. Porto und Versand

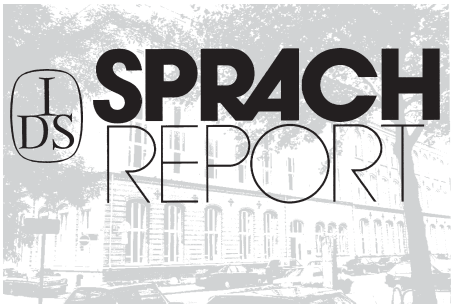
..... Ex. ☐ **Adler haben keine Ahnung von Enten.** Therapie-Comics, DM 29,80 zuzügl. Porto u. Versand

Name..... Straße..... PLZ/Ort.....

Datum..... Unterschrift..... Und jetzt: Faxen 0621-3363 224

Per Post: ID AGENTUR FRANKE, Lange Rötter Str. 68, D - 68167 Mannheim (Tel. 0621-3363 222)






Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache, Mannheim

**Heft 4/1998**

SPRACHREPORT erscheint vierteljährlich. Ein Jahresabonnement kostet 20,- DM einschließlich Porto.

Ich abonniere die Zeitschrift SPRACHREPORT ab dem Jahr____ (Nur Kalenderjahr-Abonnement möglich. SPRACHREPORT-Ausgaben, die im Jahr des Erstbezugs bereits erschienen sind, werden nachgeliefert.) Dieses Abonnement kann ich frühestens nach Ablauf eines Jahres kündigen. Es verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn ich die Kündigung nicht 2 Monate vor Ablauf des Abonnements schriftlich mitteile.

Vor-und Zuname: _____

Adresse: _____

_____

Datum: _____ 1. Unterschrift _____

O Ich bezahle die Jahresrechnung per Bankeinzug. Ich ermächtige das IDS, den Rechnungsbetrag von 20,- DM von meinem Konto abzubuchen.

Kontonummer: _____ Bank: _____ BLZ: _____

O Ich warte auf die Jahresrechnung und überweise den Betrag auf das dort genannte Konto.

Die Rechnung wird an die oben genannte Adresse zugestellt. Ich kann dieses Abonnement eine Woche nach Erhalt des ersten Heftes schriftlich widerrufen. Ich bestätige durch meine 2. Unterschrift, dass ich mein Widerrufsrecht zur Kenntnis genommen habe.

Datum: _____ 2. Unterschrift _____

An: Institut für deutsche Sprache, -SPRACHREPORT - , Postfach 10 16 21, 68016 Mannheim

Diese Daten werden für die Abonnement-Verwaltung gespeichert.